PHILOSOPHEN

Eisige Einsamkeit

Martin Heidegger war ein erotischer Abenteurer, der nicht nur Hannah Arendt liebte. Das belegen die jetzt veröffentlichten Briefe des Denkers an seine Ehefrau.



FAMILIE HEIDEGGER

Philosoph Heidegger, Ehefrau Elfride (1917): *„Ganz tief und ewig lang“*

Die ganze Woche über: Was ist Wille? Was ist Vernunft? Welche Kategorien begründen welche Urteile? Griechische Philosophie, mittelalterliche Scholastik. Seit einem Jahr tobt der Erste Weltkrieg. Und nun, am Freitagabend nach Tagen des Denkens, spricht das Gefühl: „Komm, Seelchen, und ruh Dich an meinem Herzen, ganz tief u. ewig lang will ich in Deine Märchenaugen schauen … sind meine Hände heilig genug um die Deinen bebend zu umfassen, ist meine durch alle Schauer des Zweifels hindurchgepeitschte Seele der würdige Schrein, um Deine Liebe in Ewigkeit drin wohnen zu lassen … verzeih Deinem Bub, verzeih, dass ich Sonntags so voll Unruh war.“

Der Bub, das ist der junge Freiburger Philosoph Martin Heidegger, 26 Jahre alt und immerhin schon habilitiert mit einer strengen Arbeit über „Die Kategorien- und Bedeutungslehre des Duns Scotus“. Das Seelchen heißt Elfride Petri, ist zu dieser Zeit 22 Jahre alt, studiert Nationalökonomie und wird zwei Jahre später, 1917, die Ehefrau des bedeutendsten deutschen Philosophen des 20. Jahrhunderts.

Die fruchtbare Spannung zwischen ernster, hochfahrender Begriffsstrapaze und anrührend alltäglichem „Herzensglück“, zwischen Hölderlin-Exegese und der Bitte um „Plätzchen und Zucker“ sollte knapp 60 Jahre anhalten, bis zu Heideggers Tod 1976. Die Briefe, die das belegen, die Briefe Martins an Elfride, werden jetzt erstmals in einer umfangreichen Auswahl publik. Herausgeberin ist Gertrud Heidegger, Enkelin des Philosophen und Tochter seines Sohnes Jörg*.

Jörg wurde 1919 geboren, ein Jahr später kam Hermann zur Welt, der noch heute die Gesamtausgabe der Schriften und Vorlesungen Heideggers betreut – seines Stiefvaters. Dass der Philosoph nicht wirklich sein Vater war (was dieser wohl wusste), erfuhr Hermann schon im Alter von 14 Jahren. Damals beichtete ihm Elfride, sein Erzeuger sei ihr Jugendfreund Friedel Caesar, ein Arzt, der Hermanns Patenonkel war und 1946 starb.

Elfride nahm Hermann das Versprechen ab, solange sie lebe (sie starb 1992), dürfe er niemandem diese Vaterschaft verraten, außer seiner künftigen Frau. Hermann hat sich daran gehalten und „befreit“ sich, wie er in einem Nachwort zu dieser Brief-Edition formuliert, jetzt mit einer knappen „Erklärung“ von einer „mich 71 Jahre lang bedrückenden und quälenden Last“.

Der folgenreiche Seitensprung Elfrides, knapp drei Jahre nach der Hochzeit, schockiert den heutigen Leser weniger als diese heroische Schweigeleistung über sieben Jahrzehnte. Heideggers Frau wollte unbedingt jeden Riss in der Fassade ihrer Ehe mit dem – spätestens seit der Veröffentlichung von „Sein und Zeit“ im Jahr 1927 – berühmten Professor verhindern.

Nur so wird auch verständlich, weshalb sie ihren Zorn über seine, wie sich jetzt herausstellt, sehr zahlreichen Affären mit kaum jemandem geteilt hat – bislang kannte man allenfalls Heideggers über Jahrzehnte immer wieder aufflackernde Liebesbeziehung zu der jüdischen Philosophin Hannah Arendt, die Elfride ja irgendwann halbwegs akzeptierte.

Einen erschütternden Einspruch gegen seine von tiefsinnigem „Grunderfahrungs“-Vokabular erfolgreich begleitete erotische Abenteuerlust legte Elfride dem Konvolut seiner Briefe bei, das sie der Enkelin Gertrud vermacht hat. Es ist der einzige Brief in diesem Buch, der mit der Anrede „Lieber Martin“ beginnt; abgeschickt hat sie ihn nicht.

Darin liest sie dem Schwerenöter die Leviten: Er werde wohl nie „begreifen“, schreibt sie am 28. Juni 1956, „wie ich – durch Dich – aus meiner Mitte geworfen bin“. Sie müsse den „unmenschlichsten Missbrauch“ ihres „Vertrauens“ – „nicht einmal, sondern immer wieder durch 4 Jahrzehnte“ – ertragen; „kann denn das ein Mensch, wenn er nicht oberflächlich ist oder versteinert? Immer wieder sagst u. schreibst Du, dass Du mir verbunden seist – was ist das Band? Liebe ist’s nicht, Vertrauen ist’s nicht, bei anderen Frauen suchst Du ‚Heimat‘ – ach Martin – wie sieht’s in mir aus – und diese eisige Einsamkeit“.

Unter den Frauen, die der vielreisende Denker in jenen Jahren liebte, sind auch die adligen Damen Margot von Sachsen-Meiningen und Sophie Dorothee von Podewils. Die Qual der Wahl zwischen „M.“, wie Margot in den Briefen genannt wird, und Elfride trägt 1946 dazu bei, dass der Professor, der wegen seiner Rolle als Mitläufer des NS-Regimes nicht mehr lehren darf, psychisch zusammenbricht.

1970 weilt Heidegger in Augsburg, wo er wiederum ein Rendezvous hat. Da kommt es schlimmer: Schlaganfall. Ein Krankenwagen bringt ihn nach Hause, Elfride pflegt ihn gesund. Das Ehepaar bezieht bald danach einen kleinen Alterswohnsitz, den es sich im hinteren Gartenteil seines Freiburger Hauses bauen lässt. Fortan sind sie nur noch selten, und dann kurz, voneinander getrennt – keine Affären mehr, auch keine Briefe mehr.

Am 26. Mai 1976 ist Heidegger morgens nicht mehr aufgewacht. In der Nacht darauf schläft Elfride im gemeinsamen Ehebett – neben dem Toten.

Wenigstens das „herzallerliebste Seelchen“ hat wohl wirklich geliebt.

MATHIAS SCHREIBER

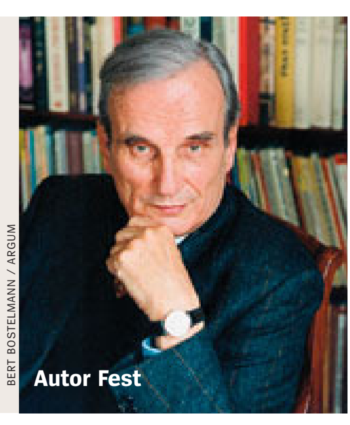


FAMILIE HEIDEGGER

Heidegger-Post (vom 30. Juli 1918)
„Plätzchen und Zucker“

* Gertrud Heidegger (Hg.): „‚Mein liebes Seelchen!‘. Briefe Martin Heideggers an seine Frau Elfride. 1915–1970“. Deutsche Verlags-Anstalt, München; 416 Seiten; 22,90 Euro.

Totale Herrschaft im 20. Jahrhundert hat beide immer wieder beschäftigt: den Historiker Joachim Fest, 77, und die jüdische Philosophin Hannah Arendt (1906 bis 1975). Als Fest Hannah Arendt 1964 kennen lernte, hatte er gerade seine Studie „Das Gesicht des Dritten Reiches“ (1963) veröffentlicht, den Vorlauf zu seinem späteren Bestseller „Hitler. Eine Biografie“ (1973). Hannah Arendts Hauptwerk über „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ (1951) war für Fest nicht nur Quelle zahlreicher Einsichten, sondern auch eine frühe Ermutigung, strukturell zu vergleichen, was aus deutscher Sicht unvergleichlich erscheint: die Terrorsysteme unter Hitler und Stalin. Noch in den achtziger Jahren kam es über diesen Vergleich zum so genannten Historikerstreit, an dem Fest beteiligt war. Vergleiche der Art „wie Hitler, so Stalin“ wagte Arendt schon 1951 – gewiss einer der Gründe dafür, dass Fest in seinem Erinnerungsbuch „Begegnungen. Über nahe und ferne Freunde“, das nächste Woche im Rowohlt-Verlag erscheint, der Philosophin ein großes Porträt-Kapitel gewidmet hat. Der SPIEGEL druckt daraus Auszüge, die vor allem Arendts Beziehung zu dem Philosophen Martin Heidegger in neuem Licht zeigen – als einzig wahre Liebe „eines ganzen Lebens“.



BERT BOSTELMANN / ARGUM

Autor Fest

DENKER

Das Mädchen aus der Fremde

Hannah Arendts schwierige Liebe zu Deutschland und Heidegger / *Von Joachim Fest*

Hannah Arendt war Schriftstellerin, Politikwissenschaftlerin und Philosophin. Trotz aller Entschiedenheit im Auftreten und Meinen ging etwas schwer Bestimmbares von ihr aus. Es äußerte sich in der Breite und Vielfalt ihrer Vorlieben sowie der Erregbarkeit ihrer Interessen. Sie besaß eine leidenschaftliche Wachheit, die sich bis zum Eindruck ständig gefährdeter, unschwer erschütterbarer emotionaler Balance steigerte. Ihre enge Freundin, die Schriftstellerin Mary McCarthy, hat von Hannah Arendts großer Verletzlichkeit gesprochen, ihrem Getriebensein, dem sie den Anschein zu geben versuchte, sie sei zu ständig neuen Aufbrüchen unterwegs. Gleichwohl ist sie jeweils die ganze Wegstrecke zu Ende gegangen, die ein Gedanke verlangte, und oftmals in provokantem Mutwillen über das Ziel hinaus. „Denken muß man mit Haut und Haaren“, äußerte sie in einem unserer frühen Gespräche. „Oder man läßt es bleiben“ …

Nach ihrer auffälligsten Eigenschaft befragt, hat ihr Verleger William Jovanovich gesagt, mehr als alles andere bewundere er Hannah Arendts Tapferkeit, und als ihr die Äußerung hinterbracht wurde, hat sie mit der burschikosen Ironie, die sie einmal „mein schönstes deutsches oder eigentlich berlinisches Erbteil“ nannte, gesagt: „Ich raufe nun mal gern!“ …

Im „kleinen Eckladen des Denkens“, den sie „querab von der Zeit“ betrieb, wie sie mit Vorliebe sagte, war sie glücklich über jeden Beistand, der ihr zuteil wurde, doch mußte er aus der Freiheit des Urteilens kommen: „Wo von geistigen Lagern die Rede ist, herrscht meistens der Ungeist“, versicherte sie. Sie sei weder links noch rechts, weder liberal noch prinzipienstreng und glaube nicht einmal an irgendeinen Fortschritt – sei es in der Moral, sei es im Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Selbst als Außenseiter habe sie niemals gelten wollen, sondern immer nur vertreten, was ihr das Richtige schien. Aus diesem Grund habe sie keine Theorie entwickelt und werde, zum Kummer vieler Freunde, auch keine hinterlassen. Theorien seien, ergänzte sie ein andermal, „pompöse Masken für dürre Köpfe, die auf dem intellektuellen Karneval herumspringen. Ich gehe da nicht hin. Die Aufgabe, die mich in Anspruch nimmt, lautet ganz einfach: die Welt und die Menschen zu verstehen“. Es gebe da keine Verbotsschilder. Nach allem, was das Jahrhundert der Welt angetan hat, verlange gerade das Böse die ganze Erkenntniskraft. Wer da mit dem Kopf kapituliert, sei auch im Wirklichen nicht weit davon weg. Wer ihr Leben überblickt, stößt denn auch immer wieder auf abgebrochene, oft in Verstimmung endende Zugehörigkeiten, weil sie nicht bereit war, den Gedanken irgendeiner taktischen Überlegung anzupassen oder gar zu unterwerfen … Nach unserem ersten, annähernd drei Tage währenden Zusammentreffen im Herbst 1964 notierte ich mir, daß sie bei aller „selbstentäußernden Verve“ einen „seltsam ortlosen Eindruck“ mache. Womöglich ging diese Überlegung nicht zuletzt darauf zurück, daß sie im Verlauf unseres ausgedehnten Gesprächs über Heimat, Emigrationsverlust und neu erworbene Heimat sagte, sie sei sich durchaus bewußt, wie tief und unverbesserlich deutsch sie sei: „In meiner Art zu denken und zu ur-



SÜDDEUTSCHER VERLAG

Philosophin Arendt (1963): *„Er rief, ich kam“*

teilen komme ich noch immer aus Königsberg. Manchmal verheimliche ich mir das. Aber es ist so. Amerikanerin bin ich sozusagen nur und zugleich von ganzem politischem Herzen.“ Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: „Genaugenommen war und bin ich, wohin ich auch kam, immer das Mädchen aus der Fremde gewesen, von dem ein Gedicht Schillers spricht – in Deutschland nur ein bißchen weniger fremd als in Amerika. Und hier wie da, am wenigsten noch im geliebten Italien, hat mich die Angst begleitet, ich könnte zuletzt mir selber verlorengehen“ …

Nach einem längeren Interview-Termin im Südwestfunk ließen wir uns hinunter nach Baden-Baden fahren. Sie wolle endlich einmal auf der Lichtenthaler Allee spazierengehen, sagte Hannah Arendt, im fernen Königsberg sei das der Inbegriff des vornehmen Müßiggangs gewesen. Sie erzählte von ihrem Elternhaus, vom frühen Tod ihres Vaters und wie sie im Alter von vierzehn Jahren Kants „Kritik der reinen Vernunft“ gelesen und sozusagen „vom Fleck weg“ beschlossen habe, Philosophie zu studieren. Sie lachte über das, was sie ihr „frühreifes Ungestüm“ nannte, setzte aber mit einer kleinen Feierlichkeit im Ton hinzu, an diesem Entschluß habe sich niemals etwas geändert. „Das war wirklich ernst!“

Nach einem kurzen Blick zu ein paar eilig hinziehenden Wolken sagte sie: „Die Wolken da oben sind sehr deutsch. Die gibt es in Amerika nicht. So wechselnd, so umrißlos und hastig. In lyrischen Stimmungen kann man da viel hineinlesen. Ich kenne die Versuchung. Doch mehr als diesen Anblick benötige ich nicht, um ihr zu widerstehen.“ Und nach kurzem Nachdenken noch: „Glücklich macht mich das Bild trotzdem.“ Übergangslos fragte sie dann, ob ich aus frühen Jahren ähnlich bestimmende Leseerfahrungen hätte wie sie, und ich berichtete kurz über mein Elternhaus und die halbwüchsigen Unentschiedenheiten zwischen mancherlei historischen Werken und der Literatur im engeren Sinn. Von Piper oder einem der Freunde in den Staaten hatte sie offenbar dies und jenes von meinen privaten Umständen gehört und fragte nach Einzelheiten. Kaum hatte ich geendet, begann sie gleichsam im Austausch von ihrer ersten Begegnung mit Martin Heidegger zu reden. Mit noch nicht achtzehn Jahren habe sie im „akademischen Rumor“ erstmals von ihm gehört und augenblicklich beschlossen, in Marburg, wo er lehrte, mit dem Studium zu beginnen.

„Es war eine Entscheidung wie keine andere“, fuhr sie fort. „Heidegger hat mich die Welt sehen und begreifen gelehrt und mir bei alledem das Empfinden verschafft, er führe mich zu mir selbst. Das galt für das Denken wie für das Fühlen – und für das mir damals schon so wichtige Verstehen auch. Heidegger hat mich in jedem Sinne zum Leben erweckt.“

Nach einigen anekdotischen Einschüben setzte sie hinzu, sie sei über die Jahre hin ihre „Schulmädchenbefangenheit“ vor Heidegger nicht losgeworden. Sie habe das oft erzählt: wie sie bald nach Beginn des Studiums zur Vorstellung bei dem Theologen Rudolf Bultmann erschien und ihm mit dem ganzen „Hochmut meiner achtzehn Jahre“ erklärte, daß sie sich jede antisemitische Äußerung von ihm wie von einem der Seminarteilnehmer aufs entschiedenste verbitte. Bultmann habe sie dann einigermaßen beschämt, sagte sie, indem er lächelnd erwiderte, gemeinsam würden sie mit allen denkbaren Rüpeleien schon fertig werden.


DIGNE MELLER MARCOVICZ

Philosoph Heidegger (1968): *„Er war auch ein Dichter“*

Bei Heidegger hingegen, sagte sie, den sie um die gleiche Zeit aufsuchte, habe sie kaum ein Wort hervorgebracht und sich schon gar nichts verbeten: „Ich habe nur zugehört, dann und wann ein paar Schritte mitzugehen versucht, verzaubert von seiner Poesie, denn er war ja auch, bei aller Erkenntnisschärfe, ein Dichter.“ Immer wieder habe sie sich im Verlauf der Unterredung dabei ertappt, daß sie ihn im sprachlichen Ausdruck unwillkürlich nachzuahmen versuchte, und etwas später ja auch eine „gedichtartige Reflexion“ für ihn verfaßt. „Kurzum“, meinte sie zusammenfassend, „wie und was ich bin, geht auf Heidegger zurück; ihm verdanke ich alles!“ Und nach mehreren abgebrochenen Anläufen sagte sie: „Zugleich hat er alles verdorben!“ Als ich in die entstandene Pause hinein fragte, wie das zu verstehen sei, erwiderte sie schließlich: Man könne das nicht sagen! Es klinge unendlich sentimental oder sogar kitschig wie jede erzählte Affäre, „wenn nicht gerade Shakespeare der Erzähler“ ist. „Also: Nach ungefähr zwei Jahren rettete ich mich durch Flucht. Ich nahm meine Siebensachen und machte mich davon. Nur eines ließ ich in Marburg zurück und habe es mir nie zurückholen können: die Liebe.“ Dann lächelte sie halb verlegen, halb entschlossen: „Kitschig genug?“ fragte sie.

Erst in einem weiteren Gespräch, Jahre später, hat mir Hannah Arendt Näheres über den „Liebessommer 1924“ erzählt: wie Heidegger bei jenem ersten Besuch, während es draußen bereits dämmerte und sie gerade aufbrechen wollte, plötzlich vor ihr auf die Knie „gestürzt“ sei und sie mit stammelnd hervorgestoßenen Worten an den Hüften umklammert habe. Ihr ohnehin schwaches Widerstreben sei unter dem „Überfall“ einfach weggeschmolzen.

„Was kann man“, fügte sie hinzu, „als unerfahrenes und außerdem bewunderndes Mädchen schon tun?“ Sie sagte das in ihrer Wohnung am Riverside Drive, während sie mit irgendwelchen Verrichtungen zwischen Küche und Eßtisch beschäftigt war, und trug das alles in einem etwas angestrengt beiläufigen Ton vor …

Sie kam später darauf, wie sie die Rendezvous in Heideggers Arbeitswohnung und in ihrer Dachkammer verabredeten, ein System der Geheimhaltung entwickelten mit Lichtsignalen, toten Briefkästen und anderen Verschlüsselungen; wie sie allezeit bereit war, sich seinen Wünschen zu fügen: „Wir Weiber sind nun mal Sklavinnen!“ bekannte sie und erzählte von einer nächtlichen Verabredung auf einem abgelegenen Provinzbahnhof: „Er rief, ich kam – auch noch, als ich Marburg seinetwegen schon verlassen hatte. Lange Zeit war das mein Problem – immer wieder. Damals jedenfalls. Zum Glück ist die Jugend irgendwann vorbei.“

Natürlich war nichts vorbei. Doch meine Notizen über Hannah Arendts frühe Affäre mit Martin Heidegger brechen an dieser Stelle ab. Weitere im folgenden vermerkte Auskünfte, vor allem über den späteren Verlauf der Liebesgeschichte, stammen überwiegend von Mary McCarthy, die wie

keine andere Freundin eingeweiht war. Auf meine Frage, warum Hannah Arendt einem einigermaßen Fernstehenden wie mir so bald nach dem Kennenlernen ihre privatesten Erfahrungen preisgegeben habe, antwortete sie: „Ach, wissen Sie – vor Jahren schon, als Hannah fünfzig wurde oder etwas später, überkam sie das Bedürfnis, von frühen Tagen zu sprechen. Das hat man doch häufig: daß einer sein altes Herz auskippen und zumindest in der Erinnerung die großen Gefühle von einst noch einmal schmecken will.“

Wenn die ständige Heimlichtuerei mit Heidegger, trotz aller ungezählten Lästigkeiten, der romantischen Natur Hannah Arendts anfangs entgegenkam, wurde sie ihrer doch im Fortgang der Zeit überdrüssig. Nach rund einem Jahr begann sie, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, Marburg zu verlassen. Heidegger, so hoffte sie, würde auf diese Weise der Ernst ihrer Liebe bewußt werden. Um so überraschter und „wie betrogen“ fühlte sie sich, als er ihr zuvorkam und ihr von sich aus einen Wechsel nach Freiburg zu seinem Lehrer Edmund Husserl und anschließend nach Heidelberg zu seinem Freund Jaspers vorschlug. Mary McCarthy meinte, Heidegger sei zu dieser Zeit ebenfalls der „Liebe im Versteck“ müde gewesen, habe sich aber Hannahs so sicher gefühlt, daß er die räumliche Trennung in Kauf nahm; alles weitere, mochte er sich sagen, werde sich finden.



PARSCHAUER / DPA

Autorin McCarthy (1971): *„Das Herz auskippen“*

Auf ähnliche Weise hat Heidegger die vielbegehrte junge Frau in den folgenden Jahren zu jedem Verehrer, von dem er erfuhr, beglückwünscht, so daß Hannah Arendts Bemühungen, die Eifersucht ihres Geliebten zu erregen, ein ums andere Mal ins Leere liefen. Von seinen eigenen Ansprüchen ließ Heidegger gleichwohl nicht ab, und sie kam, wenn er nach ihr verlangte. Selbst über ihre Ehe mit seinem Schüler Günther Stern, der sich als Publizist Günther Anders nannte, im September 1929, gab er sich erfreut. Sie selber deckte in zwei Briefen, annähernd fünfundzwanzig Jahre später, das verborgene Motiv ihrer Verhaltensweise auf. An Heidegger schrieb sie: „Weggegangen aus Marburg bin ich ausschließlich Deinetwegen“, was zugleich hieß, daß sie stets gehofft hatte, ihn doch noch für sich zu gewinnen, und tatsächlich ließ sie ihn kurz vor ihrer Eheschließung verzweifelt wissen, sie liebe ihn „wie am ersten Tag“. Ergänzend gestand sie später: Sie habe damals „geheiratet, irgendwie ganz gleich wen“. Doch von Heidegger kam kein Wort. Von Marburg ging Hannah Arendt, der Empfehlung Heideggers folgend, über Freiburg nach Heidelberg und promovierte 1928 bei Karl Jaspers. „Es war noch einmal Arkadia“, sagte sie in Erinnerung an diese Zeit, „so konzentriert im Denken und, trotz allen Tumults ringsum, so weit aus der Welt.“ Ein politisches Interesse jedenfalls habe sie damals und während der folgenden Jahre nicht aufgebracht, das „Geschäft des Denkens verzehrte alles“ …

Der Einbruch kam mit dem gewaltigen Politisierungsschub Anfang der dreißiger Jahre. Die Weltwirtschaftskrise, die Radikalisierung links und rechts mitsamt den barbarischen Auswüchsen allenthalben, von den Bürgerkriegssonntagen bis hin zum überall sichtbar werdenden Antisemitismus, zwang jeden zur Parteinahme. „In Berlin“, hat Hannah Arendt dazu gesagt, „wo ich damals mit meinem Mann lebte, vor allem vor den Arbeitsämtern und rund um die Armenküchen, bildeten sich kleine primitive Laienparlamente. Unwillkürlich traten die Passanten herzu und hörten mit. Das eine oder andere Mal habe ich sogar selber das Wort ergriffen. Aber hinterher kam mir immer der Ärger hoch. Denn ich wollte das nicht. Wer seine paar Sinne beisammen hatte, konnte mit Händen greifen, wie aussichtslos alles Reden war.“

Die Ernennung Hitlers zum Kanzler sei denn auch kein Schock für sie und ihre Freunde gewesen, setzte sie hinzu: „Der Weltuntergang stand doch schon lange auf allen Programmzetteln“, und eigentlich habe der 30. Januar nur besiegelt, was jeder von uns ohnehin wußte. „Nun mußten wir politisch werden“, sagte sie. „Ich erinnere mich, im Frühjahr 1933 zu Günther Anders gesagt zu haben: ‚Aus dem schönen Paradies der luftleeren Räume, wo wir so frei atmen konnten, hat uns der Hitler schon vertrieben. Bald werden wir auch das Land verlassen müssen.‘“

Da Hannah Arendt stellungslos war und keine Aussicht auf irgendeine Beschäftigung hatte, bat die Zionistische Vereinigung sie, eine Sammlung antisemitischer Äußerungen aus jüngster Zeit anzulegen. „Mit Freuden“, hat sie später versichert, habe sie nicht nur deshalb zugesagt, weil sie darin ebenso wie in der Zuflucht, die sie seit dem Reichstagsbrand verfolgten Freunden bot, eine sinnvolle Aufgabe sah. Vielmehr habe jede gefährliche Tätigkeit zugleich ihre Abenteuerlust befriedigt. „Als der Ausschnittdienst nach kurzer Zeit aufflog“, hat sie hinzugesetzt, „war mein erster, etwas verrückter Gedanke: großartig! Auch wenn es zu nichts geführt hat. Aber wenigstens bin ich nicht unschuldig! Denn das wäre das Schlimmste, was einer wie Hitler mir nachsagen könnte: daß ich mich mir nichts, dir nichts zur Schlachtbank führen ließ. Ich hätte mir das nie verziehen!“

Hannah Arendt wurde festgesetzt, verblieb aber nur acht Tage in Haft. Zu ihrem Glück gelang es ihr, den Gestapo-Beamten, der sie über Stunden verhörte, mit ihrem Charme gewissermaßen zu verführen. „Ich beflirtete ihn nach allen Regeln der Kunst“, hat sie erzählt, „und tischte ihm die aberwitzigsten Geschichten auf. Natürlich hat er alles durchschaut, er war ja nicht ‚plemplem‘, wie man das nannte. Aber er machte scheinheilige Miene zu meinem verlogenen Spiel – und plötzlich, auch nicht ganz ohne eigenes Risiko, ließ er mich laufen. Er erteilte mir sogar ein paar gute Ratschläge: So was gab’s damals noch. Kaum war ich frei, geriet ich aufs neue in Auseinandersetzungen mit meinen jüdischen Freunden. Sie warfen mir ‚Leichtsinn‘, ‚Unverstand‘ und ‚Hasardeurlaune‘ vor, während ich ihre generationenalte Unterwürfigkeit anklagte: den schrecklichen jüdischen Gehorsam oder, was fast das gleiche ist, die Wichtigtuerei. Wir kamen nicht zueinander. Im August 1933 hatte ich vom einen wie vom anderen genug und ging aus Deutschland weg.“

Denn spätestens zu diesem Zeitpunkt hatte sie eine Anzahl bestürzender Erfahrungen gemacht. Nicht, daß „der Nazi-Pöbel“ Ernst machte und jedermann wissen ließ, wohin die Reise ging. „Ich hatte“, sagte Hannah Arendt, „weiß Gott nichts anderes erwartet von unseren geschworenen Feinden. Was mir aber die Welt zum Einsturz brachte, war das Verhalten meiner Freunde. Sie liefen kolonnenweise über. Oder fielen einfach um. Gestern hatten wir noch Anrufe, Briefe, Besuche von überall her. Jetzt wurde es mit einem Mal ganz still, und wir standen wie die traurigen Kegel zwischen lauter umgestürzten Figuren. Sogar ein paar jüdische Bekannte waren eingenommen von dem, was in Deutschland passierte. Ein befreundeter Arzt sagte mir, die Deutschen hätten jetzt ihren Weißen Ritter. ‚Und wir stehen wieder mal abseits und haben nichts als unseren Neid auf ihr Glück.‘“ Erregt habe sie erwidert, manchmal verberge sich unter der weißen Rüstung auch ein Raubritter, und was ihm folge, seien bewaffnete

Mordbrenner. „Da gehören wir nicht hin!“

Am fassungslosesten aber habe Heideggers Verhalten sie gemacht, so daß sie „nur verstummen“ konnte. Schon vor Beginn der Hitlerjahre habe sie gerüchteweise gehört, daß auf seiner Hütte in Todtnauberg tiefsinnige Gespräche über Hitlers historischen Auftrag geführt würden, über eine deutsche Ordnungsdiktatur, die dem drohenden Einbruch des Kommunismus die Stirn bieten werde. Doch habe sie gedacht, alle Sorge sei übertrieben, solange Heideggers Philosophie von dergleichen unberührt bleibe. Verwehrt geblieben sei ihr damals die Einsicht, sagte sie jetzt, daß Heidegger lebenslang „der Famulus seines Denkens“ blieb und „als Person weit schwächer war als sein Gehirn“. Das aber war alsbald von Aufbruch, Größe und einer Art metaphysischem Rausch so erfaßt, daß er sich beugte. Als Jaspers im Mai 1933 die Professorenfrage stellte, auf welche Weise wohl „ein so ungebildeter Mensch wie Hitler Deutschland regieren“ solle, bekam er von Heidegger die Antwort: „Bildung ist ganz gleichgültig … Sehen Sie nur seine wunderbaren Hände an!“ …



Philosoph Heidegger (r., 1923)*: *„Die Welt begreifen“*

Im späten Herbst 1949 kam sie erstmals wieder nach Deutschland: „Unbeschreiblichstes, herrlichstes! Wiedersehen“, schrieb sie in einem Brief, das „große Heulen“ sei ihr gekommen, als sie auf den Straßen und in den Cafés Deutsch sprechen hörte …

Die Stadt Freiburg mied Hannah Arendt zunächst, und als eine Freundin sie fragte, ob sie sich auf ein Wiedersehen mit Heidegger freue, erwiderte sie: „Um sich auf Freiburg zu ‚freuen‘, dazu gehört ein bestialischer Mut – über den ich aber nicht verfüge.“ Und ihren Mann in New York ließ sie wissen, sie wolle alles dem Zufall überlassen. Aber dann teilte sie ihm plötzlich mit, sie werde an einem der folgenden Tage in Freiburg „sein müssen“ (!), fügte aber im Hinblick auf Heidegger hinzu, sie habe nicht „die allergeringste Lust, den Herrn wiederzusehen“. Doch die fast schulmädchenhafte Verlegenheit, mit der sie mir über das emotionale Durcheinander jener Tage Auskunft gab, deutete darauf hin, daß sie wieder, diesmal vor allem mit sich selber, das Versteckspiel vergangener Zeiten trieb. Jedenfalls ließ sie sich von einem Freund aus Studententagen, dem Romanisten Hugo Friedrich, die Adresse Heideggers geben. Am 7. Februar 1950 war sie in Freiburg.

Zu ihrem Versteckspiel gehörte vermutlich auch die Behauptung, Heidegger habe sich am frühen Abend dieses Tages einigermaßen überraschend im Hotel „Zum Ochsen“ eingefunden und nach ihr verlangt. Bezeichnenderweise weicht fast jede Schilderung des Wiedersehens partienweise von der anderen ab. Die folgende Version geht überwiegend auf Mary McCarthy zurück …

Gleich nach ihrer Ankunft im Hotel rief Hannah Arendt Mary McCarthy in Paris an: Ob sie Heidegger ihre Ankunft melden solle, wollte sie wissen, und die Antwort war, warum sie überhaupt in Freiburg Station gemacht habe, wenn sie darüber unsicher sei. Aus Hannah Arendt brach es plötzlich heraus, fuhr Mary McCarthy fort, daß Heidegger unausstehlich sei mit seiner pathologischen Unaufrichtigkeit, seiner Kälte und Schwarzwälder Schlaumeierei. „Aber jedem ihrer Worte war anzumerken, daß sie an

* Mit seinem Schüler Hans-Georg Gadamer beim Holzsägen in Todtnauberg.

ihm litt, wie nur eine Liebende leidet.“ Sie solle die Nachricht schicken, unterbrach die Freundin sie schließlich, um der Tirade ein Ende zu machen. Denn sie werde es sich nie verzeihen, wenn sie unverrichteter Dinge wieder abreise.

Hannah schrieb daraufhin, ging der Bericht weiter, eine kurze Notiz und ließ den Hoteljungen kommen. Sie gab ihm fünf Dollar und schärfte ihm ein, das Kuvert am Rötebuckweg 47 dem Professor persönlich zu übergeben. Nicht seiner Frau, nicht einem Hausmädchen oder einem der Söhne. Sollte er ihren Auftrag, wie verlangt, ausführen, werde sie ihm weitere fünf Dollar geben. Eine gute Stunde später war der Junge zurück und meldete, er habe alles, wie von der Frau Professor gewünscht, erledigt.

Einige Zeit lang tat sich nichts, und bei Mary McCarthy schrillte ungefähr alle dreißig Minuten das Telefon. Hannah Arendt war einmal empört, dann ratlos, auch geknickt oder voller Hohn, bis alles von neuem begann. Es war eine höchst verwirrende, ratlos machende Geschichte. Gegen Abend endeten die Anrufe.

Wie Mary McCarthy später erfuhr, hatte Heidegger sich bald nach dem Besuch des Botenjungen auf den Weg zum Hotel gemacht und dort seinerseits einige Zeilen hinterlassen. Darin ließ er sie in dürren, nach Hannah Arendts eigener Bekundung „unendlich fern klingenden Worten“ wissen, daß er für diesen Abend allein sei und sie gern wiedersehen wolle. Im Nebenhinein ließ er die Bemerkung einfließen, daß seine Frau inzwischen über ihre einstige Affäre unterrichtet sei, und Hannah Arendt wird ihm dieses Bekenntnis hoch anrechnen, weil es ihrem uneingestandenen Wunsch entgegenkam, Rechtfertigungsgründe für Heidegger zu finden oder notfalls auch zu erfinden. Er, „der doch notorisch immer und überall lügt“, schrieb sie an Heinrich Blücher, habe wenigstens seine Passion für sie eingestanden, und daß er damit seine Frau, die Rivalin vieler Jahre, gedemütigt hatte, verstärkte ihr Gefühl der Genugtuung. Kaum hatte Heidegger dem Portier seinen Brief ausgehändigt, machte er sich auf den Heimweg, weil ihm die Dinge einen allzu überstürzten Lauf nahmen. Aber nach einigen Schritten kehrte er um und ließ sich bei Frau Arendt melden.

Er stand, als er ihr Zimmer betrat, wie ein „begossener Pudel“ da, hat Hannah Arendt die Szene beschrieben, und viele ihrer Freunde haben von dem „heimlichen Triumph“ gesprochen, den sie darüber empfand, dem Geliebten erstmals ohne die „alte Kinderangst“ gegenüberzutreten. Schon bald nach der Begrüßung fand Heidegger über seine Befangenheit hinweg, er schien, den Worten Hannah Arendts zufolge, „absolut keine Vorstellung davon (zu haben, daß) alles fünfundzwanzig Jahre zurücklag“ – was immer sie damit andeuten wollte.

Jedenfalls stellte sich bald wieder der vertraute Ton von einst zwischen ihnen her, und Hannah Arendt, so hat Mary McCarthy erzählt, habe daraufhin den einen und anderen Anlauf unternommen, ihn zu ein paar Worten über sein Verhalten 1933 und später zu veranlassen. Doch Heidegger schwieg, und Mary McCarthy gewann den Eindruck, er habe die Aufforderungen kurzerhand überhört und statt dessen von den Verleumdungen gesprochen, denen er seit Jahren ausgesetzt sei, den Entwürdigungen mitsamt dem Lehrverbot und den tausend quälenden Zumutungen einzig aufgrund eines politischen Irrtums. Die Bereitwilligkeit, mit der sie sich „abfertigen“ ließ, meinte Mary McCarthy, beweise, daß der einstige Zauber schon zu dieser Stunde wieder zu wirken begann. Sie werde gleichwohl nicht preisgeben, setzte sie unaufgefordert hinzu, wie nahe die beiden sich in der „evening-night“ ihrer Wiederbegegnung gekommen seien. Aber Hannah schrieb: „Dieser Abend und dieser Morgen sind die Bestätigung eines ganzen Lebens.“ Hätte sie die Gelegenheit zu diesem Treffen ausgeschlagen, wäre das etwa das gleiche gewesen, wie „mein Leben zu verwirken“, und ihrem Mann bekannte sie: Es sei von ihr ganz gewiß richtig gewesen, Heidegger „nie zu vergessen“ … ◆





BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK (li.); DIGNE MELLER-MARCOVICZ (re.)

NSDAP-Aufmarsch (1937)*, Philosoph Heidegger (1968): *Die Unfähigkeit, das Kriminelle der Bewegung zu erkennen*

DIE IRRTÜMER DER DENKER

Carl Schmitt und Martin Heidegger kamen den Nazis nicht nur aus Opportunismus nahe. Ihre amoralische Philosophie weist Berührungspunkte mit der NS-Ideologie auf. / **VON VITTORIO HÖSLE**

Im 20. Jahrhundert sind Intellektuelle, die für Lenin, Mao oder auch Stalin geschwärmt haben, keine Rarität gewesen. Viel seltener aber waren Intellektuelle, die von Hitler eingenommen waren. Spätestens seit 1945 gehörte eine ganz besondere Niedertracht dazu, sich zu ihm zu bekennen.

Aber vor 1945? Wichtige ausländische Intellektuelle finden sich, die nicht nur wie der große amerikanische Lyriker Ezra Pound vom italienischen Faschismus, sondern die sogar vom Nationalsozialismus fasziniert waren – etwa der norwegische Literatur-Nobelpreisträger Knut Hamsun.

Freilich ist literarische Größe auch kein Entschuldigungsgrund für Fehler der Urteilskraft oder gar für Verbrechen, und daher gab es nach 1945 keinen Anlass, die Intellektuellen besser zu behandeln als andere Kollaborateure.

Aber sollte man nicht wenigstens von den Philosophen, die doch in ganz anderem Maße als die Literaten in analytischen Fähigkeiten geschult sind, Widerstandskraft gegenüber einem Phänomen wie dem Nationalsozialismus erwarten? Auch diese Erwartung wird enttäuscht.



NTB / DPA

Hitler-Bewunderer Hamsun, deutsche Besatzer*
Nach dem Krieg als Kollaborateur behandelt

Wenig überraschend ist es, dass nach Hitlers „Machtergreifung“ die akademische Philosophie sich genauso willig mit der neuen Regierung arrangierte wie andere universitäre Disziplinen. Konformismus mit Tendenz zum Selbstbetrug ebenso wie blanker Opportunismus sind wichtige Motive in der menschlichen Seele, und keine statistische Untersuchung hat je bewiesen, dass sie bei Philosophieprofessoren seltener waren oder sind als bei anderen Menschen.

In Deutschland war eine respektable Karriere als Wissenschaftler damals (und zu einem guten Teil auch heute noch) nur als Staatsbeamter möglich, und das erhöhte nicht die Risikobereitschaft derjenigen, die Professoren waren oder es werden wollten. Der Eintritt in die Partei war die Regel, manchmal freilich ohne jede innere Sympathie für die neue Regierung oder gar deren Ideologie.

Daneben gab es freilich auch Gesinnungstäter, die von der Ideologie des Nationalsozialismus überzeugt, ja begeistert waren. Interessanterweise ist einer von ihnen, der bedeutende Mathematikphilosoph und -historiker Oskar Becker, nie Mitglied der NSDAP gewesen, obwohl er von Antisemitismus und nordischen Wahnvorstellungen durchdrungen war.

Um der Komplexität der damaligen Zeit gerecht zu werden, ist erwähnenswert, dass der einzige deutsche Philosoph, der seinen Widerstand gegen Hitler mit dem Leben

* Oben: beim Erntedankfest auf dem Bückeberg bei Hameln; unten: auf dem Osloer Flughafen nach der Rückkehr aus Berlin 1943, mit Reichskommissar Josef Terboven (r.).



NS-Apologeten Jünger, Schmitt (1941 in Rambouillet): *„Der Führer schützt das Recht“*

bezahlte, seit 1940 NSDAP-Mitglied war: Kurt Huber, um den sich der Freundeskreis der „Weißen Rose“ in München bildete.

Nun sind die Erwartungen an akademische Philosophen allerdings geringer als die an originelle Denker. Doch auch und gerade zwischen einigen der „großen“ Denker und der NS-Ideologie gibt es Verbindungen, da der Nationalsozialismus tief gehende weltanschauliche Wurzeln und Ambitionen besaß. In der Tat ist dies die eigentlich interessante Frage: Welche bedeutenden philosophischen Ideen trugen zur Bejahung des Nationalsozialismus bei, zumindest zur Unfähigkeit, die kriminelle Natur dieser Bewegung zu erkennen?

Der erste große Philosoph des 20. Jahrhunderts, der sich bewundernd zu Antisemitismus und Revanchismus der extremen Rechten äußert und Hitler anerkennend in seinen Tagebüchern erwähnt, ist Gottlob Frege. Dies mag bei einem so genialen Logiker, Sprach- und Mathematikphilosophen überraschen, zeigt freilich auch, wie wenig all das bei der geistigen Durchdringung der politischen Wirklichkeit hilft.

Frege ist 1925 gestorben. Ihm kann man zugute halten, er habe einfach eine allgemeine Unzufriedenheit mit der Situation seiner Zeit ausgedrückt. Selbstkritisch wird nach dem Krieg der einflussreiche Nazi-Philosoph Alfred Baeumler von der deutschen „Zurückgebliebenheit hinter dem Westen (Weltfremdheit)“ schreiben, von einer „Abstraktion ins Unbestimmte“ – die Sehnsucht nach Erhabenheit in der Politik habe zur Ablehnung der Demokratie geführt.

Baeumler hatte sich 1933 Hoffnung gemacht, im neuen Staat eine geistige Führungsrolle einzunehmen, zu der er sich unter anderem auf Grund seines Buchs über Friedrich Nietzsche, 1931 veröffentlicht, für qualifiziert hielt. Nietzsche mit dem Nationalsozialismus zu verbinden war ja wegen dessen Antipathie gegen Nationalismus, Sozialismus und Antisemitismus nicht einfach gewesen, und bis heute beharren Nietzsches zahlreiche Verehrer darauf, dass ihr Philosoph vom Dritten Reich nur instrumentalisiert worden sei.

Doch sind andere Züge bei Nietzsche offenkundige Voraussetzung für den Nationalsozialismus: der aggressive Atheismus, das Leugnen einer objektiven Moral (und damit einer moralischen Bindung von Recht und Staat), die Verherrlichung brutaler Macht, das Pathos des Avantgardistischen und Heroischen.

Arnold Gehlen, Carl Schmitt und natürlich Martin Heidegger setzten sich in ihrer philosophischen Arbeit mit Fragen auseinander, die mit dem Dritten Reich unmittelbar zu tun hatten. Alle drei Denker, die am 1. Mai 1933 in die NSDAP eintraten und ihr bis zum Kriegsende angehörten, waren von der so genannten konservativen Revolution geprägt. Manche von deren Vertretern ließen sich allerdings nicht durch den Nationalsozialismus vereinnahmen wie etwa Ernst Jünger und Oswald Spengler.

Zur konservativen Revolution gehören Kritik an der Moderne, Angst vor dem Bolschewismus und eine positive Bewertung des Erlebnisses des Ersten Weltkriegs – Letzteres manchmal nur auf Grund theoretischer Erwägungen. Heidegger etwa hatte im Ersten Weltkrieg bloß bei der Postzensur und später als Meteorologe gearbeitet. Das hinderte ihn nicht daran (Kompensation ist eine wichtige Triebfeder des Menschen), sich als Rektor besonders soldatisch zu geben und gegen Ende des Russlandfeldzuges einem Schüler zu schreiben: Das einzig würdige Dasein für einen Deutschen sei heute an der Front.

Das Engagement Gehlens, Schmitts und Heideggers für das Dritte Reich lässt Mitte der dreißiger Jahre nach. Ihre Ambitionen erfüllten sich teils nicht, weil innerparteiliche Konkurrenten sich ihnen im Machtkampf überlegen zeigen; teils liegen ihnen zentrale Bestandteile der nationalsozialistischen Ideologie nicht – Heidegger und Gehlen verabscheuen etwa den primitiven Biologismus. Dennoch finden sich bei den dreien bis kurz vor der deutschen Kapitulation Ideen, die dem Regime verwandt sind.

Bezeichnenderweise war es Heidegger, der unmittelbar nach seiner Wahl zum Rektor der Freiburger Universität Carl Schmitt brieflich aufforderte, sich der Bewegung anzuschließen.

Die Motive für die Nähe zum Nationalsozialismus waren bei den dreien freilich recht unterschiedlich. Während Heidegger und Schmitt den deutschen Idealismus ablehnten, sah Gehlen, damals Fichteaner, im nationalen Sozialismus Hitlers unter anderem eine Verwirklichung der wirtschaftspolitischen Ideen, die Johann Gottlieb Fichte im „Geschlossenen Handelsstaat“ entwickelt hatte (einer einseitigen, aber bemerkenswerten Schrift, die heutigen Gegnern der Globalisierung gefallen müsste). Auch begrüßte der Institutionendenker Gehlen einen starken Staat – obgleich im Dritten Reich wie in der Sowjetunion die Partei wichtiger war als die Staatsorgane und obgleich das Resultat des Nationalsozialismus die vollständige Zerstörung alter Institutionen war. Am ehesten von allen dreien hat Gehlen nach dem Krieg die mörderische Natur des Nationalsozialismus beim Namen genannt.

Der konservative Katholik Schmitt stand dem Nationalsozialismus bis zur Machtergreifung kritisch gegenüber. Im Prozess um die Entmachtung der preußischen Regierung durch das Reich hatte er die Reichsregierung Franz von Papens 1932 vor dem Staatsgerichtshof vertreten, und er hatte für Kurt von Schleicher, den letzten Kanzler vor Hitler, gearbeitet. Aber weder Papen noch Schleicher waren Nationalsozialisten; Schleicher sogar ein Gegner Hitlers, der ihn mit vielen anderen am 30. Juni 1934 während der Niederschlagung des so genannten Röhm-Putsches ermorden ließ.

Schmitt, der inzwischen zum Preußischen Staatsrat ernannt worden war und die „Deutsche Juristenzeitung“ herausgab, verteidigte in seinem wohl berüchtigtsten Text „Der Führer schützt das Recht“ das Vorgehen beim Röhm-Putsch mit dem Argument, Hitler stehe auch an der Spitze der Judikative (in Wahrheit machte sich Hitler erst 1942 zum obersten Gerichts-



NORBERT ENKER

VITTORIO HÖSLE lehrt Kunst und Literatur an der Universität von Notre Dame im US-Staat Indiana. Der Philosophie-Professor, der 17 Fremdsprachen lesen kann, war zu Fragen der Ethik im technischen Zeitalter, einem seiner Hauptgebiete, auch als Experte für das Bundeskanzleramt tätig. Hösle, 41, hat ein Standardbuch über „Moral und Politik“ veröffentlicht.

herrn). Schmitts Bewunderer entschuldigten diesen Artikel damit, er habe als ehemaliger Mann Schleichers um sein eigenes Leben gebangt. Dennoch bleibt „Der Führer schützt das Recht“ einer der beschämendsten Texte, die je ein bedeutender Kopf geschrieben hat.

Denn natürlich ändert das Debakel nichts daran, dass Schmitts „Verfassungslehre“ ein großes Werk ist und dass seine Schrift „Legalität und Legitimität“ 1932 die Möglichkeit einer Selbstaufhebung der Weimarer Reichsverfassung durch Zweidrittelmehrheit im Reichstag vorhergesehen und mit guten Argumenten als rechtlich unzulässig erklärt hatte – gegen die Mehrzahl der damaligen Staatsrechtler, auch und gerade der liberalen. Dass im Bonner Grundgesetz Artikel 1 und 20 unabänderlich sind (die Voraussetzung dafür, Parteien für verfassungswidrig zu erklären), geht auf eine von Schmitts zahlreichen, bleibenden Einsichten zurück.

Doch wieso hat sich ein solcher Mann dem Nationalsozialismus angeschlossen? Neben Opportunismus und dem Willen, dabei zu sein, spielt die Enttäuschung über die Weimarer Republik eine Rolle. Dazu kommt seine Auffassung, dass politische Normen sich nicht einer rationalen Begründung verdanken, sondern einer Entscheidung, einer klaren Grenzziehung zwischen Freund und Feind. Denn darin liegt nach Schmitt das Wesen von Politik. Diese Wesensbestimmung von Politik ist formal völlig leer und in ihren Konsequenzen nihilistisch. Vom frühen Schmitt führt deshalb eine Brücke hinüber zum Nationalsozialismus.

Analog zum Schmittschen Dezisionismus spielt die Entschlossenheit in Heideggers Hauptwerk „Sein und Zeit“ (1927) eine wichtige Rolle – auch wenn dieses Werk gewiss nicht notwendig eine Option für den Nationalsozialismus enthält: Joseph Rovan, der zehn Monate im KZ Dachau inhaftiert war, begann damit, es ins Französische zu übersetzen, als er in der Résistance gegen die deutschen Besatzer tätig war.

Heidegger deutet in „Sein und Zeit“ traditionelle ethische Kategorien wie Schuld und Gewissen auf subtile Weise um. Schuldig wird der Mensch nach Heidegger, weil er nicht alle Seinsmöglichkeiten verwirklichen kann. Nun ist es sicher richtig, dass man nicht gleichzeitig Heinrich Himmler und Raoul Wallenberg sein kann. Aber ist es sinnvoll zu sagen, dass beide deswegen gleichermaßen schuldig geworden sind? Das aber folgt durchaus aus Heideggers



NSDAP-Werber Heidegger*: *Willig mit der neuen Regierung arrangiert*

Prämissen, denn eine objektive Differenz zwischen Gut und Böse gehört nicht zu den Ausgangspunkten seines Denkens.

Heidegger hatte sich mit Mühe dem kleinbürgerlichen Katholizismus seiner Herkunft entwunden. Zum intellektuellen Ballast, den er abgeworfen hatte, gehörte der Glaube an eine objektive Ethik. Anders als die Mehrzahl der deutschen Professoren war er jedoch kein Opportunist; 1933 denunzierte er besonders aggressiv jene Kollegen, von denen er den Eindruck hatte, sie würden erst jetzt auf den nationalsozialistischen Zug aufspringen. Er war ein Gesinnungstäter. Schon im Winter 1931/32 sprach er sich vor Studenten für eine NS-Diktatur aus. Zu seinem begeisterten Einsatz für den Nationalsozialismus trug 1933 auch bei, dass er sich von den neuen Machthabern eine neue Welle deutscher Größe erhoffte, einen Bruch mit all der Halbheit, die er um sich sah.

AKG

Nietzsche-Porträt von Edvard Munch (1906)
Pathos des Heroischen

Man hat Heidegger damit zu entschuldigen versucht, dass er schon während des Dritten Reiches eine kritische Theorie des Nationalsozialismus entwarf. Dies ist sicher richtig und eine beachtliche Leistung, aber das Problem besteht darin, dass Heideggers Deutung des Nationalsozialismus als eine Manifestation des Willens zur Macht ebenso amoralisch ist wie die Fundamentalontologie von „Sein und Zeit“.

Man kann Heideggers hellsichtige Analyse der Gefahren des technischen Zeitalters hoch schätzen, ja, in ihr eine wichtige Grundlage für ökologisches Denken erkennen und trotzdem empört sein über seine berühmte Aussage von 1949 (die einzige öffentliche über den Holocaust): „Ackerbau ist jetzt motorisierte Ernährungsindustrie, im Wesen dasselbe wie die Fabrikation von Leichen in Gaskammern.“

Auch seine Spätphilosophie ist durch und durch amoralisch: Anstatt individueller Verantwortung waltet das Sein. Daher war er zur Reue über seine Rolle im Dritten Reich ebenso wenig fähig wie Schmitt, dessen Larmoyanz über das ihm nach dem Krieg Angetane (Internierung und Untersuchungshaft für den Nürnberger Kriegsverbrecherprozess) angesichts der Verbrechen des NS-Regimes, das er unterstützt hatte, fast noch schlimmer ist als seine Taten.

Heideggers Schüler Hans Jonas, jüdischer Herkunft, hatte 1933 Deutschland mit der Erklärung verlassen, er würde nur als Soldat einer gegnerischen Armee zurückkehren. 1945 traf er in Marburg ein und begegnete seinem Lehrer Julius Ebbinghaus wieder, einem heute vergessenen Neukantianer, der sich während des Dritten Reiches untadelig verhalten hatte. Auch seinen zweiten Lehrer, Heidegger, suchte er später auf – eine für Jonas zutiefst enttäuschende Begegnung, denn Heidegger sah sich außer Stande, Jonas zur Ermordung von dessen Mutter in Auschwitz auch nur zu kondolieren.

Immer wieder befasste sich Jonas seither mit der Frage, ob Heidegger oder Ebbinghaus der Idee der Philosophie gerechter geworden sei. Die Frage ist nicht einfach zu beantworten, zumal dann, wenn man die Hoffnung nicht aufgeben will, dass große Philosophie mit menschlichem Anstand vereinbar sein kann.

Vermutlich besteht darin eine Lehre des 20. Jahrhunderts: Eine Philosophie, die nicht ihren Ausgang nimmt von der Einsicht in einen objektiven Unterschied zwischen Gut und Böse, mag zwar groß sein – aber auch die genialste Philosophie, die amoralisch bleibt, ist in einem radikalen Sinne unvollständig.

* Bei einer NS-Kundgebung deutscher Wissenschaftler am 11. November 1933 in Leipzig.



Im nächsten Heft lesen Sie: **Teil 12**

DER ENGEL VON BUDAPEST

Der Schwede Raoul Wallenberg rettete Zehntausende ungarische Juden. Noch immer ist ungeklärt, ob die Russen ihn nach dem Krieg umbrachten.

Philosophie

König in kurzer Hose

Jesuiten-Zögling und Liebhaber, Querdenker und Nazi-Claqueur – eine Biographie beschreibt Leben und Werk Martin Heideggers.

Es ist eine lange Geschichte mit Heidegger", beginnt sein Biograph Rüdiger Safranski*, „mit seinem Leben, seiner Philosophie." Die „Leidenschaften und Katastrophen" eines „ganzen Jahrhunderts" seien darin versammelt. Und welch ein Stoff für ein Drehbuch. Ein Visconti hätte daraus großes Kino machen können, voller Schwarzwald und Sturm, faustischem Ringen und mephistophelischem Verrat, deutscher Innerlichkeit und deutscher Gemeinheit. Film ab:

Anfangssequenz. Meßkirch, Ende des vorigen Jahrhunderts, karge Landschaft zwischen Bodensee und Schwäbischer Alb. Der kleine Martin, Sohn des Mesners der katholischen St.-Martin-Kirche, mit der Kerze in der Hand im Morgendunkel vor dem Altar, das herabfließende Wachs hinaufschiebend, damit das Licht nicht verlösche. Und doch ersehnt er gerade diesen Moment. Eine Urszene: All sein späteres Denken beschäftigt sich mit der Nacht, dem Nichts, von dem sich ein Etwas abhebt.

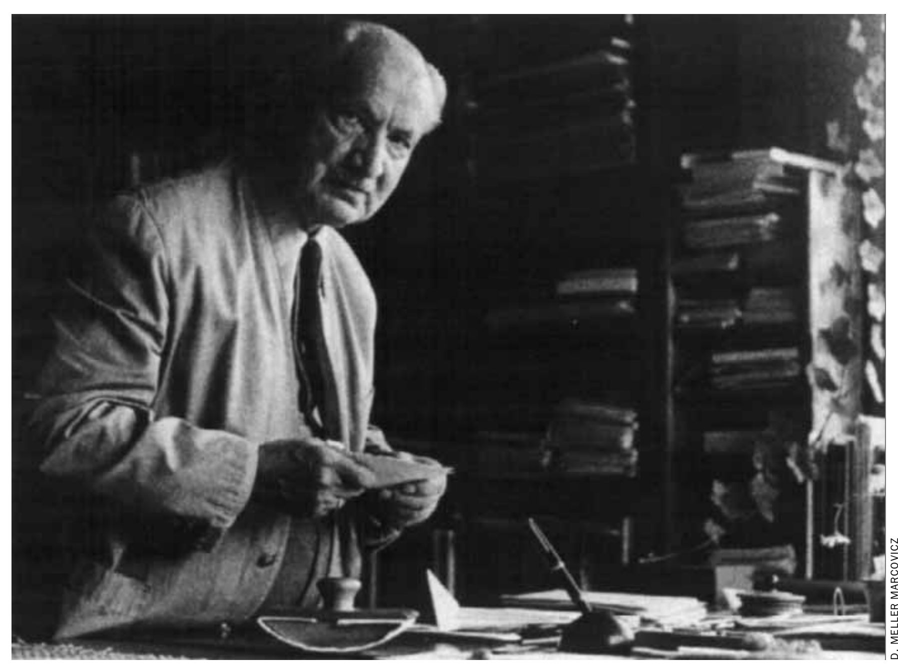
Schnitt: Konstanz, das „Konradihaus". Der Konviktschüler Martin, der von der Kirche alimentierte Kleine-Leute-Sohn, beim Studium heiliger Bücher. Er will Priester werden. Draußen tollen die weltlichen Mitgymnasiasten herum und reden von Tanzstunde, Mädchen und all den schönen Sünden.

1909, es kommt ein erster Hauch von Dramatik in Heideggers Leben: Der strebsame Abiturient, ein Bücherwurm, tritt in das Noviziat der Gesellschaft Jesu in Tisis bei Feldkirch (Vorarlberg) ein. Auf einer Wanderung überwältigen ihn Herzschmerzen. Heidegger hat aus gesundheitlichen Gründen nicht das Zeug zum Priester.

Es ist Krieg. Die Freiburger Studenten ziehen begeistert ins Feld. Der angehende Philosoph brütet derweil über scholastischen Texten. Er wird sich habilitieren.

Sein Fronterlebnis hat er in der Etappe, als Hilfsmeteorologe, um die günstigen Winde für den Giftgaseinsatz zu bestimmen. Und als abkommandierter Landsturmmann in der Postzensurstelle.

* Rüdiger Safranski: „Ein Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit". Hanser Verlag, München; 544 Seiten; 58 Mark.



D. MELLER MARCOVICZ

Philosoph Heidegger (um 1966): „Wir Deutschen können nicht untergehen"

Wir springen. Heidegger hat einiges hinter sich: den Bruch mit der Kirche, die Freundschaft mit seinem Mentor Edmund Husserl, dem jüdischen Professor. Dessen auf Kant fußende Phänomenologie ist dem jungen Privatdozenten insgeheim suspekt geworden.

Er begehrt auf gegen den logischen Universalismus; er will, daß sich der Mensch selbst ins Spiel bringt; er beginnt zu begreifen, was es heißt zu sagen: Ich bin. Ohne ergo, ohne cogito. Aber wir sind noch im Film. Und dem Szenaristen kommt Heideggers Berufung nach Marburg (1923) zugute, in die Hauptstadt der evangelischen Theologie. Was für Bilder entstehen, als sich innerhalb von nur fünf Jahren dieser Doktor aus dem Schwarzwald zum Star der philosophischen Szene in Marburg, zum heimlichen König der Philosophie in Deutschland entwickelt.

„Das Leben liegt rein, einfach und groß vor der Seele"

Im Winter sieht man ihn durch die Stadt mit Skiern laufen. Den Hörsaal betritt er bisweilen in Skikluft. Im Sommer beglückt er das Auditorium mit Lodenanzug und Kniebundhosen.

Den Theologen gibt der entlaufene Katholiken-Zögling Rätsel auf: „Die Theologie ehren wir, indem wir von ihr schweigen", erklärt er. Heidegger redet lieber von der Existenz, die von ihrem Tod weiß, und von der Zeitenthobenheit des metaphysischen Denkens, das sich über das Leben erhebt.

Ins schwarzwälderische Todtnauberg – dort hat Heidegger seine später berühmt gewordene Seinshütte gebaut – lädt er während der Semesterferien bündisch bewegte Jugendliche. Wenn der Holzstoß lodert, beschwört er die Echtheit gegen die Phrasen der bürgerlichen Welt: „Wach sein am Feuer der Nacht."

Doch der männerbündische Griechenfreund ist nicht nur aus Geist. Da steht sie im Februar 1924 im Regenmantel, den Hut tief ins Gesicht gezogen, in seinem Arbeitszimmer – die 17 Jahre jüngere, bildschöne Studentin Hannah Arendt, höhere Tochter aus einer assimilierten jüdischen Familie. Ihre abgrundtiefen Augen, umrahmt von einem Bubikopf, bezaubern die Kommilitonen.

Hannahs Dachkammer ganz in der Nähe der Uni – hier empfängt die verliebte Studentin zwei Semester lang den berühmten Professor. Heidegger, Vater zweier Söhne, dringt auf Geheimhaltung. Ein kompliziertes Zeichensystem von ein- und ausgeschalteten Lampen organisiert die minutengenau geplanten Rendezvous. Kompliziert ist auch das Innenleben dieser Liaison: Bewunderung, Blindheit, später Reserve bei Arendt.

Und bei Heidegger? Hannah sei die Passion seines Lebens gewesen, beichtet er seiner Frau nach Jahren. Das Sein, das der Meister so wortreich beschwört, hat zugeschlagen und bewirkt, daß der Meister seine Denkanstrengungen nochmals verstärkt.

Noch während er mit Hannah in Sünde liebt, referiert Heidegger im Seminar des großen protestantischen Theologen

Rudolf Bultmann über den Sündenfall aus der Genesis.

Wenig später durchlebt er in einer angemieteten Stube bei einem Schwarzwaldbauern im Sommer 1927 – die Muse Hannah hat sich gerade unter tiefem Schmerz von ihm getrennt – den Höhepunkt seines Gelehrtendaseins. „Das Leben“, meldet er Freunden ins Tal, „liegt rein, einfach und groß vor der Seele.“

Heidegger schließt „Sein und Zeit“ ab, ein Werk, von dem Jürgen Habermas später sagt, es habe einen „so eminenten Stellenwert im philosophischen Denken unseres Jahrhunderts, daß die Vermutung abwegig ist, die Substanz dieses Werkes könne durch politische Bewertungen von Heideggers faschistischem Engagement mehr als fünf Jahrzehnte danach diskreditiert werden“.

Was nun folgt, ist der Fall eines Denkers. Nicht mehr die Authentizität eines von Gott verlassenen Individuums steht im Vordergrund seines Denkens. Das immer herrischer vorgetragene Pathos der Entschlossenheit zu einem Wozu (bloß zu welchem?) verlangt nach konkretem Stoff. Am Ende sind es Volk und Führer, die dem geworfenen Dasein Sinn geben.


AKG

Heidegger-Geliebte Arendt (1927)
Minutengenau geplante Rendezvous

Die Film-Bilder hierzu sind grotesk, bisweilen lächerlich. Heidelberg: Heidegger, inzwischen über 40, in kurzen Hosen und mit Schillerkragen, spricht vor den in Amtstracht erschienenen Professoren Markiges: „Wer den Kampf nicht besteht, bleibt liegen.“

1933, in seiner berüchtigten Rede bei der Übernahme des Rektorats der Freiburger Universität, erklärt der Philosoph:

> Wir wollen uns selbst. Denn die junge und jüngste Kraft des Volkes, die über uns schon hinweggreift, hat darüber bereits entschieden. Die Herrlichkeit aber und die Größe dieses Aufbruchs verstehen wir dann erst ganz, wenn wir in uns jene tiefe und weite Besonnenheit tragen, aus der die alte griechische Weisheit das Wort gesprochen: ‚Alles Große steht im Sturm . . .‘


I. OHLBAUM

Heidegger-Biograph Safranski
Existenzphilosophie als Echo der Zeit

Das Ende der Heidegger-Phantasie, er könne den Führer führen, kommt schnell. Das Regime will keine Revoluzzer an den Unis, sondern rüstungswichtige Forschungen. Heidegger denunziert den Chemiker Herrmann Staudinger als vaterlandslosen Gesellen (der Mann hatte den Ersten Weltkrieg in der Schweiz verbracht), dringt aber nicht durch. In Berlin verhindert ein Gutachten, das Heideggers Denken als „schizophrenes Gefasel“ bezeichnet, daß der Mann aus Freiburg die ganz große Nazi-Karriere macht. Wie einst Platon als Helfer eines Diktators scheiterte, so ist auch der Seinsphilosoph gescheitert. Rücktritt vom Rektorat 1934.

Die Zeit bis zum Krieg sieht einen Heidegger, der den Glauben an den Führer nicht verloren hat und der weiter von der „inneren Wahrheit und Größe“ der nationalsozialistischen Bewegung redet. Allerdings: Hitlers Partei ist in Heideggers Sicht dabei, ihre eigentliche Mission zu verfehlen, nämlich den Nihilismus der „trostlosen Raserei der entfesselten Technik und der bodenlosen Organisation des Normalmenschen“ zu überwinden.

Und am 20. Juli 1945, Deutschland hat kapituliert, Millionen sind umgekommen, die KZs geöffnet, heißt es in einem Brief: „Alles denkt jetzt den Untergang. Wir Deutschen können deshalb nicht untergehen, weil wir noch gar nicht aufgegangen sind und erst durch die Nacht hindurchmüssen.“

Der Seinsphilosoph, abgehoben in das Schemenreich des ewigen Advents, wird verstockt bleiben gegenüber eigener und deutscher Schuld. Seine Abstraktion macht Kommunismus und Faschismus als Träger eines planetarischen Willens zur Macht gleich. Als Herbert Marcuse um ein Wort zur Judenvernichtung bittet, antwortet Heidegger, was die Alliierten mit den Ostdeutschen getan hätten, sei vergleichbar.

Nein, Safranski hat in seiner Biographie nichts im Fall Heidegger beschönigt. Er gibt im wesentlichen wieder, was seit Hugo Ott („Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie“, 1988) und Victor Farías („Heidegger und der Nationalsozialismus“, 1989) an Recherchen bekannt ist. Dafür nimmt das Buch den Leser mit auf Heideggers Denkweg. Der Untertitel heißt mit Recht „Heidegger und seine Zeit“, denn Safranski bringt die Existenzphilosophie als Echo, Modulation oder Gegenstimme zum geistigen Getöne der Zeit zum Klingen.

Wo Safranski Heideggers Denken ausführlich schildert, im Falle von „Sein und Zeit“ etwa, bleibt er zurückhaltend in der Rolle des Biographen: Er verkneift sich jede Bewertung darüber, ob Denkfiguren – „Not der Notlosigkeit“, „Sein zum Tode“, „Geworfenheit“, „Entwurf“ – jemals aus dem Gehege der nun schon historischen Philosophie Heideggers ausbrechen und die Gegenwart erhellen könnten.

Diese Übersetzungsarbeit bleibt dem Leser überlassen. Nimmt der sie in Angriff, kann er vielleicht lernen. Eine neue Sensibilität beispielsweise für die Selbstentfremdung durch die Gaukeleien der Kulturindustrie, die ihm den Tod wegzaubern, ihn Sorge und Angst vergessen lassen und seine Existenz in den Horizonten von tausendundeinem Niemand verschwinden lassen. Heidegger – der Gegenpapst in der Cyberwelt?

Schon Sokrates wußte, daß das höchste Wissen das Nichtwissen des Höchsten ist. Folgerichtig hat sich auch Safranski nicht gottähnlich auf die Richterbank über das Leben und Denken dieses Meisters aus Deutschland gesetzt. Der professionelle Biograph („E.T.A. Hoffmann“, „Schopenhauer“) schildert und richtet nicht.

Und präsentiert am Ende seines Buches eine gelassen stimmende Szene: Nicht lange vor Heideggers Tod, 1976, traf der Intendant des Freiburger Theaters den alten Philosophen im Zug. Natürlich wollte der Bühnenmann über Kunst und Literatur sprechen. Doch Heidegger hatte damit nichts im Sinn. Statt dessen schwärmte er von Franz Beckenbauer als genialem Spieler, seiner „Unverwundbarkeit“ in den Zweikämpfen.

Heidegger war sein Leben lang umstritten. Aber in diesem Punkt irrte er nicht.

Nikolaus von Festenberg

Das Spiel mit der Scham

Dieter Thomä zum Briefwechsel zwischen Martin Heidegger und Karl Jaspers

Thomä, 30, lebt als Philosoph in Berlin-Kreuzberg. Soeben erschien von ihm ein umfangreiches Heidegger-Buch*.

Der Professor hatte Sehnsucht. „Wenn Sie Lust und Möglichkeit haben, kommen Sie, bitte, recht bald", schrieb er, „meine Frau ist verreist", und „ich stelle mir vor, daß wir zusammen leben". Einen „Schein (1000,- Mk) für die Reise" legte er bei, und so stand dem Rendezvous nichts mehr im Wege.

Martin Heidegger fuhr zu Karl Jaspers nach Heidelberg und verlebte mit ihm – es war im November 1922 – eine Woche, in der „ein Tag ungekünstelt in den anderen hineinwuchs".

Die Beziehung zwischen beiden Philosophen beginnt – so erfährt man jetzt aus ihren Briefen – wie eine Liebesgeschichte**. „Ich lebe mit Ihnen", so erklärte Heidegger feierlich, „aus der Voraussetzung, daß Sie mein Freund sind. Das ist der alles tragende Glaube in der Liebe." Bei Jaspers beklagte er sich, offensichtlich unerfüllt vom Leben „mit Frau und Kindern": „Ich lebe einsam" und erklärte, „als Mann – der doch jedenfalls zu kämpfen bemüht ist, ist die Freundschaft die höchste Möglichkeit, die ein anderer schenken kann".

Auch Jaspers knüpfte große „Zukunftshoffnungen" an ihr „Zusammenleben", und noch im Alter gestand er, „in Augenblicken" sei ihm „die Neigung" zu Heidegger „zum Enthusiasmus geworden".

Niemals zuvor in der deutschen Geschichte sind sich wohl zwei Philosophen so nahegekommen wie Heidegger und Jaspers Anfang der zwanziger Jahre – abgesehen vielleicht von der revolutionären Zelle Hegel-Schelling-Hölderlin einst im Tübinger Stift. Jaspers, der Ex-Psychologe, unorthodox, von den Fachkollegen isoliert, statt der System- der Lebensbildung zugewandt, und Heidegger, der Mesnersohn, der der Schulphilosophie, wie er einmal schrieb, „die Hölle heiß" machen wollte, hatten sich zwar nicht gesucht, aber gefunden.

Doch schon früh schrieb Jaspers, als wollte er sich selber ernüchtern, von einer „Gemeinschaft in nicht formulierten Ursprüngen", von der „noch halbblinden Orientierung", in der „wir beide selbst noch nicht wissen, was wir wollen. Was mag noch daraus werden!"

Bald sollte sich in ihrer Beziehung ein Riß auftun, der sie unwiderruflich und lebenslang trennen würde.

In der Nazizeit läßt sich der eine, Heidegger, zum ersten NS-Rektor der Freiburger Universität wählen, der andere erhält 1937 Lehrverbot; nach 1945 steigt dann Jaspers vom späten Basler Exil aus zur moralischen Instanz der jungen Bundesrepublik auf, und Heidegger ist es, der – sechs Jahre lang – nicht lehren darf.

Nichtsdestoweniger kehrt dieser bald – und auf unabsehbare Zeit – zurück ins philosophische Tagesgespräch, aus dem allerdings Jaspers noch vor seinem Tode 1969 verschwindet. Die beiden philosophischen Übergrößen, bei denen sich Deutschland nie schlüssig war, ob es sie zu Außenseitern oder Leitfiguren erklären sollte, durchlaufen exemplarisch für die Zeitgeschichte einen Zickzackkurs genau im Gegensinn zueinander.

Was für Briefe lassen sich da noch schreiben?

Heidegger und Jaspers führen ihren Briefwechsel als eine Mischung aus Geistergespräch und Psychodrama. Er ist, bei allen im Wiederholungszwang abgelegten Bekenntnissen zum „wesentlichen" Denken, vor allem ein Rollenspiel unter Männern. Heidegger und Jaspers treten gegeneinander an: erst als der Kämpfer und der Friedfertige, dann als Führer und als Adliger, schließlich als der Schuldige und der Ankläger.

Der „Impuls zu einer großen Gesamtabrechnung" in der Philosophie – das ist ihr Minimalkonsens Anfang der zwanziger Jahre. Daß Heidegger sogleich ihre Beziehung zur „Kampfgemeinschaft" stilisiert – das wird ihr erster Streitpunkt. Jaspers setzt das Wort, als wollte er es nur mit spitzen Fingern anfassen, in Anführungszeichen und zieht „Vertrauen", „Milde und Gelassenheit" im Umgang vor. Heidegger sieht seine Arbeit „auf den Kampf gestellt", nach dem Ersten Weltkrieg beginnt für ihn ein Krieg der Gedanken.

Als 1932 Jaspers' Hauptwerk, die „Philosophie", erscheint, lobt er die



Briefpartner Jaspers: Kampf auf felsigem Hochplateau

---

* Dieter Thomä: „Die Zeit des Selbst und die Zeit danach. Zur Kritik der Textgeschichte Martin Heideggers 1910-1976". Suhrkamp Verlag, Frankfurt; 968 Seiten; 98 Mark.

** Martin Heidegger/Karl Jaspers: „Briefwechsel 1920-1963". Herausgegeben von Walter Biemel und Hans Saner. Klostermann/Piper, Frankfurt/München; 294 Seiten; 38 Mark.

„klare und entschiedene Haltung des Siegers“ – wieder ein Wort, das dem, dem es zugedacht ist, gar nicht behagt. Er fühle sich nicht wohl in dieser Rolle, schreibt Jaspers zurück, ihm gehe es nicht um „Polemik“, sondern um „kommunikative Kritik“.

„Kommunikation“ – das wird immer mehr zu Jaspers' Leitwort. Und doch macht er sich später den Vorwurf, auf Heidegger, vor allem auf dessen Hauptwerk „Sein und Zeit“ von 1927, nicht genügend eingegangen zu sein. Überhaupt ist verblüffend, wie wenig beide, Jaspers wie Heidegger, zeitlebens philosophisch voneinander Notiz nehmen. Peinlich oft wiederholen sich Absichtserklärungen, sich „irgendwann zu äußern“, einen Text „noch heute abend vorzunehmen“ (Heidegger), und Entschuldigungen, „heute noch nichts sagen“ zu können, bislang „in das Buch nur flüchtig hineingesehen“ zu haben (Jaspers).

Der „Kommunikation“, die Jaspers gleichwohl ständig, und bald schon wie ein unglücklich Verliebter, sucht, scheint Heidegger freilich bald nicht mehr zu bedürfen. Als „Sein und Zeit“ herauskommt, genügen ihm Jaspers' „Eindruck und instinktmäßige Zustimmung“. Denn „mehr wird mir die Arbeit überhaupt nicht einbringen, als was ich schon von ihr besitze: daß ich für mich selbst ins Freie gekommen bin“. Nun, da er in seinem philosophischen Kampf gesiegt hat, wird ihm auch der alte Freund weniger wichtig, setzt er sich höhere Ziele.

„Ich verstecke mich nicht mehr. Es hat irgendwo einen Ruck gegeben“, schreibt Heidegger 1928, sucht den „Angriff auf das Ganze“. Dabei nimmt er auch – ganz gegen seine Art – „in Kauf, daß man ins Gerede kommt“. Wenn er Jaspers empfiehlt, er solle sich nun, nach der Veröffentlichung der „Philosophie“, „bereit machen zu dem *zweiten* entscheidenden Gang des ‚wissenden‘ Führers und Wächters in die *echte* Öffentlichkeit“, so spricht er darin eher die eigenen Absichten aus, die sich 1933 konkretisieren. Der Kämpfer wird zum Führer, genauer: zum „Führer Rektor“ der Freiburger Universität.

Zehn Jahre zuvor hatte er an Jaspers geschrieben: „Es ist schon tiefe Nacht – der Sturm fegt über die Höhen, in der Hütte knarren die Balken, das Leben liegt einfach, rein und groß vor der Seele ... Zuweilen begreife ich nicht, daß man da unten so merkwürdige Rollen spielen kann.“ Nun spielte er selber so eine Rolle und ließ zu allem Überfluß keinen Zweifel daran, daß sich sein „tägliches Handeln“ als Rektor aus seinem Denken „nähre“.

Für Jaspers, der schon früh gemeinsam mit Heidegger die Philosophie an das „faktische Leben“, die „Existenz“, gekoppelt hatte, war die Einsicht unumgänglich, daß Heideggers NS-Engagement eine Konsequenz gerade auch von dessen Denken war. Dennoch war der Traum von der Männerfreundschaft für den harmoniebedürftigen Jaspers 1933 noch nicht ausgeträumt. Er selber hat später offen dargestellt, daß auch er – obgleich durch seine jüdische Ehefrau sensibilisiert – die Gefahren des Nationalsozialismus anfangs unterschätzt habe.



Briefpartner Heidegger: „Jetzt sind wir dran“



Heidegger-Freundin Arendt
„Verzwickt-kindische Unehrlichkeit“

Schon vor 1933 hatte Jaspers mit Heidegger den „Plan einer aristokratischen Universität“ besprochen, und als wollte er das gelehrte Gespräch, das er mit Heidegger zeitweise gepflegt hatte, zum gesellschaftlichen Pflichtprogramm erheben, entwickelte er in seiner berühmten Schrift zur „geistigen Situation der Zeit“ 1931 das Ideal eines neuen – philosophischen – „Adels“ als Gegenstück zum Massenmenschen.

Für dessen „Problem“, nämlich „die Rettung der Wirksamkeit der Besten, welche die Wenigsten sind“, sah er anfangs auch im Elite-Denken der Nazis noch positive Ansätze.

1933 verfaßte er „Thesen zur Frage der Hochschulerneuerung“, eine Art adliges Pendant zu Heideggers Rektoratsrede. Freilich: Jene Schrift war aus Nazi-Sicht immer noch viel zu demokratisch, und Jaspers war vorsichtig genug, sie zwar Heidegger als Gesprächsgrundlage anzubieten, aber nie offiziell einzubringen. Sein guter Wille reichte aber aus, um Heideggers Rektoratsrede brieflich als „bisher einziges Dokument eines gegenwärtigen akademischen Willens, das bleiben wird“, zu loben, auch wenn ihn schon der „hohle Klang“ von manch „Zeitgemäßem“ störte.

Jaspers meinte – wie damals viele Intellektuelle –, dem Nationalsozialismus kraft des bloßen „Geistes“ beikommen zu können; dagegen suchte Heidegger – auf andere Weise zeittypisch – die Bodenhaftung in der politischen Bewegung und deren „erd- und bluthaften Kräften“: „Der Einzelne, wo er auch stehe, gilt nichts. Das Schicksal unseres Volkes in seinem Staat gilt alles.“

Doch statt des geplanten zweiten „Sieges“ nach „Sein und Zeit“ beschert ihm das Rektorat seine erste Niederlage. Nach seinem Rücktritt 1934 gesteht Heidegger Jaspers „das Mißlingen des Rektorats“ und versucht, das Geistergespräch wiederzubeleben. Im Mai 1936 lobt er hymnisch Jaspers' neues Nietzsche-Buch und schreibt, nun, da alles Wichtige gesagt sei, könne er auf die ei-

gene geplante Nietzsche-Vorlesung verzichten.

Freilich wird er sie dann doch halten und gleich einleitend sagen: „Weil Jaspers im innersten Grund das philosophische Wissen nicht mehr ernst nimmt, gibt es kein wirkliches Fragen mehr. Philosophie wird zur moralisierenden Psychologie der Existenz des Menschen. Das ist eine Haltung, der es trotz allen Aufwands verwehrt bleiben muß, jemals in die Philosophie Nietzsches fragend und auseinandersetzend einzudringen." (Einen Hinweis auf diese Stelle gibt übrigens nicht, wie es sich gehört hätte, der für Heidegger zuständige Herausgeber Biemel, sondern sein Jaspers-Gegenpart Hans Saner.)

Auch ohne diese Scheinheiligkeit Heideggers zu kennen, läßt Jaspers – inzwischen ernüchtert und verbittert über dessen politisches Verhalten – seine „Seele" schweigen.

Das Psychodrama hat Pause, der Briefwechsel bleibt 1936 bis 1949 unterbrochen. Doch schon vorher, 1945, treffen sich Heidegger und Jaspers in ihren neuen, letzten Rollen wieder. Jener, der Kämpfer und Führer von einst, wird nach der Niederlage Nazi-Deutschlands zum Schuldigen und gerät in ein universitäres Bereinigungsverfahren. Gutachter – und damit letztlich Ankläger – ist, auf Heideggers eigenen Wunsch, kein anderer als Jaspers. Dessen Votum – kurz gefaßt: „Laßt ihn in Ruhe denken, aber erst einmal nicht lehren" – wird zur Richtlinie der Behörden. Heidegger erleidet einen Nervenzusammenbruch.

Mehr als drei Jahre später, 1949, nachdem Jaspers seine Hoffnung auf eine von Heidegger „ausgehende, rückhaltslose Aussprache" aufgegeben hat, sucht er dann den direkten Weg. Mag auch „Dunkelheit, wenn nicht Außerordentliches zwischen uns geschehen sollte, eine Voraussetzung bleiben", könne doch, so schreibt er, „im Philosophieren und vielleicht auch im Privaten zwischen uns ein Wort von einem zum andern gehen".

Jaspers erhofft sich von Heidegger zweierlei, politische Trauerarbeit und philosophisches Gedankenspiel. Heideggers Antwort aber ist einseitig: Er läßt Jaspers politisch ins Abseits laufen – und nimmt ihm philosophisch den Ball ab. Zur Vergangenheit schweigt er, und doch bleibt Jaspers zögernd in der Kritik, weil er erneut, und stärker als je zuvor, „gefesselt" wird von Heideggers Philosophie, darin einen „Zauber", eine „magische Wirkung" verspürt.

Jaspers bleibt sein Leben lang unentschieden, ob er sich „zunächst als ein Mensch von heute und nur vielleicht als ein wenig Philosoph" verstehen – oder ob er sich, wie es in einer privaten Notiz heißt, mit Heidegger „hoch im Gebirge auf einem weiten felsigen Hochplateau" in „kühler Luft" einen „ritterlichen Kampf" reiner Geister liefern solle. Nicht nur, daß dies in seine Philosophie ein merkwürdiges Schwanken zwischen Wesensschau und Realitätssinn hineinbringt; so bleibt für ihn auch Heideggers Denken, das er – ohne und gegen allen Sachzwang – auf den Spuren des „Eigentlichen" sieht, eine bleibende Versuchung.

Dennoch wird Jaspers den Verdacht nicht los, daß auch Heidegger insgeheim

Bestseller

BELLETRISTIK

1	**Groult: Salz auf unserer Haut** Droemer; 36 Mark	(1)
2	**Eco: Das Foucaultsche Pendel** Hanser; 49,80 Mark	(2)
3	**Atwood: Katzenauge** S. Fischer; 39,80 Mark	(3)
4	**Ende: Der satanarchäolügenialkohöllische Wunschpunsch** Thienemann; 22 Mark	(4)
5	**Süskind: Das Parfum** Diogenes; 29,80 Mark	(7)
6	**Nadolny: Selim oder Die Gabe der Rede** Piper; 44 Mark	(5)
7	**Korschunow: Fallschirmseide** Hoffmann und Campe; 36 Mark	(6)
8	**Rendell: Die Brautjungfer** Blanvalet; 36 Mark	(8)
9	**Chatwin: Traumpfade** Hanser; 45 Mark	(9)
10	**Pilcher: Die Muschelsucher** Wunderlich; 39,80 Mark	(12)
11	**Highsmith: Carol** Diogenes; 36 Mark	(11)
12	**Hailey: Reporter** Bertelsmann; 44 Mark	(14)
13	**Cruz Smith: Polar Star** Hoffmann und Campe; 39,80 Mark	(15)
14	**Wimschneider: Herbstmilch** Piper; 22 Mark	(10)
15	**García Márques: Der General in seinem Labyrinth** Kiepenheuer & Witsch; 38 Mark	

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich

einem Sachzwang folgt. 1949 heißt es in einem Brief von Heidegger: „Die Auseinandersetzung mit dem deutschen Unheil und seiner weltgeschichtlich-neuzeitlichen Verflechtung wird den Rest unseres Lebens durchdauern!“ Wenn er auf diese Weise den Nationalsozialismus zu einer „seinsgeschichtlichen“ Episode im Zeitalter technischer Weltverwüstung erklärt, so kann er sich selber unter diesem philosophischen Rundumschlag kunstgerecht so weit ducken, daß er ihn nicht mehr trifft: Jaspers schreibt dazu an Hannah Arendt, einst Schülerin beider Briefpartner und Geliebte Heideggers, er sehe darin ein Ablenkungsmanöver, eine philosophisch verkleidete Unterstützung „für alle, die ihr eigenes Nazitum entschuldigen wollen“.

Immerhin: Nach langem Tauziehen, im achten Brief Heideggers nach Kriegsende, am 7. März 1950, kommt endlich dessen Bekenntnis, daß „ich mich einfach schämte“, spricht er von der „Schuld“ und der „Scham, jemals hier unmittelbar und mittelbar mitgewirkt zu haben“. Das vielbeschworene Schuldbekenntnis, auf das im übrigen die Öffentlichkeit vergebens warten sollte – Jaspers wird es zuteil.

Doch es verfehlt seine befreiende Wirkung. Er halte das Wort von der „Scham“ für eine „Ausrede“, schreibt Jaspers an Hannah Arendt; von dieser erfährt er dann interessante Hintergründe. Während eines Besuchs bei Heidegger im Februar 1950 habe sie ihm ins Gewissen geredet, schreibt sie und sieht sich damit als die „unschuldig-schuldige Veranlassung“ jenes „Schuldbekenntnisses“ vom März. Vielleicht hat Heidegger es auch deshalb abgelegt, um Hannah Arendt, die er einmal zur großen „Leidenschaft“ seines Lebens erklärte, einen Gefallen zu tun.

Die Beilagen jedenfalls, mit denen Heidegger sein Bekenntnis serviert, taugen eher dazu, es einem zu verleiden. So schreibt er am 8. April 1950: „Die Sache des Bösen ist nicht zu Ende. Sie tritt erst ins eigentliche Weltstadium. 1933 und vorher haben die Juden und die Linkspolitiker als die unmittelbar Bedrohten heller, schärfer und weiter gesehen. *Jetzt* sind *wir* dran. Ich mache mir gar nichts vor. Ich weiß, durch unseren Sohn aus Rußland“ – er war Kriegsgefangener –, „daß mein Name jetzt auch wieder vorne an steht und daß die Bedrohung sich jeden Tag auswirken kann. Stalin braucht keinen Krieg mehr zu erklären. Er gewinnt jeden Tag eine Schlacht.“

Nach Heideggers Weltbild hat Stalin Hitler als Schergen der alles verwüstenden Technik abgelöst, und nach den Juden stehen nun „Wächter“ des Denkens wie Heidegger auf der schwarzen Liste. Aus dem Schuldigen ist im Handumdrehen ein Opfer geworden.

Jaspers' Antwort, ein Brief vom 24. Juli 1952, ist ein großes historisches Dokument und zugleich der Abgesang auf ihre Beziehung. Auch er erkennt in Stalin die „Kraft des Bösen“ und fragt gleichzeitig: „Ist diese Macht nicht für jeden von uns zunächst dort zu packen, wo sie uns gegenwärtig ist . . .? Ist diese Macht des Bösen in Deutschland nicht auch dieses, was ständig gewachsen ist und in der Tat den Sieg Stalins vorberei-

SACHBÜCHER

1	**Alt: Jesus – der erste neue Mann** Piper; 19,80 Mark	(1)
2	**Scholl-Latour: Der Wahn vom Himmlischen Frieden** Siedler; 39,80 Mark	(2)
3	**Pflüger: Richard von Weizsäcker** DVA; 39,80 Mark	(3)
4	**Ruge: Michail Gorbatschow** S. Fischer; 39,80 Mark	(5)
5	**Strauß: Die Erinnerungen** Siedler; 58 Mark	(4)
6	**von Ditfurth: Innenansichten eines Artgenossen** Claassen; 39,80 Mark	(6)
7	**Apel: Der Abstieg** DVA; 39,80 Mark	(13)
8	**Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!** Scherz; 39,80 Mark	(9)
9	**Drewermann: Kleriker** Walter; 88 Mark	(7)
10	**Hüsch: Du kommst auch drin vor** Kindler; 39,80 Mark	
11	**Rosh/Jäckel: Der Tod ist ein Meister aus Deutschland** Hoffmann und Campe; 36 Mark	(14)
12	**von Krockow: Die Deutschen in ihrem Jahrhundert 1890 – 1990** Rowohlt; 46 Mark	(12)
13	**Brandt: Erinnerungen** Propyläen; 48 Mark	(10)
14	**Konzelmann: Der Jordan** Hoffmann und Campe; 44 Mark	(8)
15	**Geißler: Zugluft** Bertelsmann; 39,80 Mark	

ermittelt vom Fachmagazin *Buchreport*

tet: die Verschleierung und das Vergessen des Vergangenen, der neue sogenannte Nationalismus, die Wiederkehr der alten Geleise des Denkens und aller Gespenster? Ist nicht eine Philosophie, die in solchen Sätzen Ihres Briefes ahnt und dichtet, die die Vision eines Ungeheuren bewirkt, wiederum Vorbereitung des Sieges des Totalitären dadurch, daß sie von der Wirklichkeit sich trennt?"

Eine inhaltliche Antwort Heideggers bleibt aus, Briefe schreibt er nur noch pflichtgemäß zu Jaspers' runden Geburtstagen. Hannah Arendt schreibt dazu an Jaspers, Heidegger ziehe sich zurück in ein „Mauseloch", um sich „aus allem Unangenehmen rauszuschwindeln und nur noch Philosophie zu machen". Doch dabei sei ihm „prompt diese ganze verzwickt-kindische Unehrlichkeit in das Philosophieren geschlagen".

Wollten Heideggers Nachlaßverwalter der menschlichen und philosophischen Demontage ihres Meisters entgegenwirken, bliebe ihnen nichts anderes, als den – bislang strikt geheimgehaltenen – Briefwechsel eben mit Hannah Arendt zu veröffentlichen. Denn er enthält – so erfährt man von einem der wenigen Eingeweihten – ganz bezaubernde Liebesbriefe aus Heideggers Hand.

Sie könnten ihn uns wenigstens menschlich wieder näherbringen.

Augenkrankheiten

Ungeheurer Aufwand

Heilung für ihre frühgeborenen blinden Kinder erhoffen sich Eltern von Operationen in den USA. Deutsche Augenärzte raten ab.

Sind unsere Augenärzte Versager?" fragte rhetorisch die Ärzte-Zeitschrift *Medical Tribune*. Anlaß für die Provokation der ärztlichen Leserschaft waren Spendenaufrufe, mit denen *Bild* und *Hörzu* für blinde Babys sammelten.

Wochenlang berichteten westdeutsche Massenblätter über die Schicksale Frühgeborener, die zwar im Brutkasten überlebt, aber eine gefährliche Augenkrankheit davongetragen hatten: Die rettende Sauerstoff-Beatmung löste bei den „Frühchen" einen Netzhautschaden aus, der schließlich zur Blindheit führte.

Das folgenschwere Leiden, im akuten Stadium in der Fachsprache als „Frühgeborenen-Retinopathie" bezeichnet, ist die häufigste Erblindungsursache im Kindesalter. Im fortgeschrittenen Stadium entstehen schwartige Wucherungen im Augeninneren, die eine Ablösung der Netzhaut bewirken.

Einen Eingriff ins Auge der meist fast blinden Kinder lehnen Ärzte der westdeutschen Zentren für Netzhaut- und Glaskörperchirurgie, an denen Patienten mit schweren Augenverletzungen und diabetischen Augenveränderungen operiert werden, jedoch ab: Die sonst erfolgreichen mikrochirurgischen Verfahren, so argumentieren die Spezialisten, erzielten bei den blinden Frühgeborenen „nicht einmal ein minimales Sehvermögen", Operationen seien somit aussichtslos.

Eltern, die sich mit dem bitteren Bescheid nicht abfinden mochten, setzten auf einen Hoffnungsschimmer aus den USA.

Dort, in einer Privatklinik in Boston, nimmt der Augenchirurg Tatsuo Hirose den hierzulande abgelehnten Eingriff vor. Hirose, ein anerkannter Spezialist für Netzhautoperationen, behandelt seit etwa 15 Jahren frühgeborene Retinopathie-Kinder – zu erheblichen Kosten, die westdeutsche Krankenkassen fast nie zu übernehmen bereit sind, zumal die Eltern keine Professoren-Gutachten über die Heilungsaussichten vorlegen können.

So erschienen, Ende vergangenen Jahres, die ersten Hilferufe in der westdeutschen Boulevard-Presse, aber auch in regionalen Wochenblättern wie dem Augsburger Bischofsblatt *Weltbild*. Mit Schlagzeilen wie „Wer rettet diese Kinderaugen?" *(Bild)* oder „Mein Kind soll die herrliche Welt doch sehen" *(Hörzu)* ermunterten die Blätter mitleidige Leser, zu den Kosten von 150 000 bis 250 000 Mark für Reise, mehrwöchigen Aufenthalt und Operationen beizusteuern.

Zur Behandlung in der Klinik in Boston, finanziert durch solche Aktionen, fuhren etliche Retinopathie-Kinder, darunter die kleine Paula Fieberling aus Darmstadt, der inzwischen zweijährige Florian Ruf aus Mainz, die 15 Monate alte Sarah Zeh aus Mannheim, die Kinder Daniel Dewenter und Patrick Tölg aus Hannover.

Alle hatten die gleiche Vorgeschichte: Viel zu früh und als extremes Leichtgewicht von weniger als 1500 Gramm (im Falle von Daniel sogar nur 590 Gramm) geboren, hatten die Kinder die ersten Monate ihres Lebens im Brutkasten verbringen müssen.

Die lebenswichtige Versorgung mit Sauerstoff kann während dieser Lebensphase eine verhängnisvolle Veränderung an den noch unreifen Netzhäuten bewirken: Das an der Hinterwand des Augapfels gelegene, unterentwickelte, mit 120 Millionen lichtempfindlichen Sinneszellen ausgestattete Netzhautgewebe reagiert auf die Gabe von Sauerstoff mit einem fehlerhaften Gefäßwachstum. Die wuchernden Netzhautgefäße dringen ins Augeninnere, den geleeartigen Glaskörper, vor; von dort aus zerren neugebildete, häutchenartige Membranen an der Netzhaut, die sich allmählich von der darunterliegenden Aderhaut ablöst.



Ehepaar Zeh mit blinder Tochter Sarah*: Schaden durch rettenden Sauerstoff

Etwa 37 000 Kinder erkranken, internationalen Statistiken zufolge, jährlich an diesem Augenleiden, das bereits in der frühen Ära der Brutkasten-Pflege grassierte. 1954, nachdem schon mehr als 10 000 Frühgeborene erblindet waren, wurde die hohe Sauerstoffzufuhr als Ursache erkannt.

* Mit Licht-Orgel und Licht-Spieltisch zum Seh- und Orientierungstraining.

„Ein Freund, der einen verriet"

SPIEGEL-Redakteur Nikolaus von Festenberg über Martin Heideggers Briefwechsel mit Elisabeth Blochmann

Heidegger einmal anders: „Ich sehe immer noch den jungen Mann vor mir, der im roten Jäckchen und mit kurzen Hosen die Milchkanne vom Bauernhof zur Hütte hinauftrug, fast wie ein Bauernbursch, so ganz schlicht und natürlich, und mit dem man ... über dem Plato am Tisch in der Hütte unvermerkt in das beste Gespräch hineinglitt."

Wie das? Der nette Bursche scheint einem besseren Heimat-Film entsprungen zu sein: deutscher Tiefsinn, wenn auch in kurzen Hosen, unter rauschenden Schwarzwaldtannen. In letzter Zeit war der Philosoph nur noch in Skandalstücken aufgetreten, solchen über die Korrumpierbarkeit des Geistes durch Macht.

Die Schwarzwaldidylle ist einem Brief der Marburger Pädagogikprofessorin Elisabeth Blochmann zu entnehmen, mit dem sie 1959 dem großen Geistesmann Martin Heidegger zum 70. Geburtstag gratuliert*. Auch ein neuneinhalb Jahre später datiertes Schreiben der Freundin durchzieht der hohe Ton der Ergebenheit: Wenn „unsere Wege" auch nach der nahen freundschaftlichen Verbundenheit der frühen Jahre später „in größere Ferne" verlaufen seien, „so war ich mir doch immer Deiner nie versagenden freundschaftlichen Treue bewußt".

Die größere Ferne beider Lebenswege – eine vornehme Umschreibung für schmerzliche Tatsachen: Während der große Seinsphilosoph 1933 Rektor der Universität Freiburg wurde, demonstrativ in die NSDAP eintrat und die Hochschule nach dem Führerprinzip ausrichtete, wurde Elisabeth Blochmann, Tochter einer jüdischen Mutter, von den Nazis aus ihrem Amt als Professorin an der Pädagogischen Akademie in Halle entfernt und mußte nach England emigrieren.

Es scheint gerade dieser Ton der Diskretion und Dankbarkeit zu sein, der das im Deutschen Literaturarchiv in Marbach eingerichtete Heidegger-Archiv veranlaßt hat, diesen bisher umfangreichsten Briefwechsel aus der Korrespondenz des Philosophen – er reicht von 1918 bis 1969 – jetzt zu veröffentlichen. Mit anderen Dokumenten, die die Rolle Heideggers während der Nazi-Zeit erhellen, läßt sich das Heidegger-Archiv noch immer Zeit.

Entlastung eines Belasteten ist die Absicht der Editoren, und Joachim W. Storck, der Herausgeber, gibt dies offen im Nachwort zu: „Wer je an Heigeggers Fähigkeit zur Freundschaft zu zweifeln vermochte, der wird durch diese Briefe eines Besseren belehrt." Auch die *Frankfurter Allgemeine* sekundierte entsprechend: Der Briefwechsel werde „hoffentlich auch die Unterstellung vom Antisemitismus Heideggers aus der Welt schaffen. Ebenso das Bild eines untreuen Freundes".

Heidegger, der treue Freund? Berühmte Zeitgenossen wie der Philosophen-Kollege Karl Jaspers hatten da ihre Zweifel: „Er schien ein Freund, der einen verriet, wenn man abwesend war, der aber in Augenblicken, die als solche folgenlos blieben, unvergeßlich nah war."

Tatsächlich bietet der jetzt publizierte Briefwechsel ein merkwürdiges Bild von Freundschaft zwischen dem großen Philosophen und dem „Lieben Fräulein Lisi", wie der junge Dozent Heidegger die Studentin Elisabeth Blochmann 1918 anredet, die er als jugendbewegte Freundin seiner Frau Elfriede kennengelernt hatte.

Dem geschulten Blick des Psychiaters Jaspers ist ein Hauptcharakterzug nicht entgangen. Auch in dem Briefwechsel mit Elisabeth Blochmann zeigt sich ein zerrissener, janusköpfiger Heidegger, der in warmen Worten die Schönheit der Freundschaft beschwört, aber in den Stunden der Not erstarrt und unverbindlich wirkt, das hilfreiche, konkrete Wort nicht finden will und hinter schroffem philosophischem Tiefsinn eigene Schuld ausblendet.

„Im Felde 2. Okt. 18" ist einer der ersten Briefe Heideggers an Elisabeth Blochmann datiert, und der Autor atmet aus dem zuvor erhaltenenen Feriengruß des lieben Fräulein Lisi „sprühendes Leben ... jetzt vor Verdun an einer verdächtigen Ecke". Schon solche Wendungen, die einen lebensgefährlichen Fronteinsatz suggerieren sollen, zeigen die Absicht Heideggers, sich vor der Freundin zu brüsten: In Wahrheit war der Philosoph mit der schwachen Konstitution als Meteorologe im Ardennenraum eingesetzt, weitab vom Schuß.

Im selben Brief wird Elisabeth Blochmann mit in den Heideggerschen Freundeskreis aufgenommen, als ginge es um den Eintritt in einen Orden: „Ihre unmittelbare Zugehörigkeit zu unserm Kreise soll Ihnen das Bewußtsein festigen, in einer stillen u. noch anfänglichen geistigen Lebensbewegung mitten inne zu stehen."

Heidegger und Elisabeth Blochmann machen in den Zwanziger Jahren Karriere. Heidegger veröffentlicht 1927 „Sein und Zeit", eine schon damals philosophische Sensation. Elisabeth Blochmann, Tochter eines liberalen Elternhauses, avanciert zur Studienleiterin am Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus und später zur Professorin an der Pädagogischen Aka-





Briefpartner Heidegger, Blochmann: „Woher die Menschen nehmen?"

* Martin Heidegger/Elisabeth Blochmann: „Briefwechsel 1918-1969". Herausgegeben von Joachim W. Storck. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart; 172 Seiten; 48 Mark.

demie Halle. Was Heidegger der Pädagogin in dieser Zeit schreibt, zeugt von überschwenglicher Nähe. Seine Briefe durchzieht, wenn er die allfällige philosophische Belehrung beiseite läßt, ein Hauch von pubertärem Sturm und Drang. Da schreibt ein Hermann Hesse von den Schwarzwaldhöhen: „Die stille Adventsstunde, in der Sie die schöne alte Tasse unbewußt neben die meine stellten, um sie dann in ruhiger Scheu auf den Stuhlplatz zu rücken ... die Nacht einer leidenschaftlichen Arbeit und eines reichgewordenen Herzens – der Gang ins Freie durch den Herbstnebel – alles kam wieder neu, als ich am Weihnachtsmorgen Ihren lieben Brief lesen durfte“, schwärmt der Philosoph.

An anderer Stelle heißt es: „Und immer wieder kommt mir der Augenblick, wo die Erinnerung mir ein freundliches Bild zuspielt: die kurze Rast auf den Baumstämmen u. Ihre liebe Gestalt in der Betrachtung des in der Sonne träumenden Falters.“

Doch durch die Briefe an das Fräulein Elisabeth fliegen nicht nur die Falter. Immer deutlicher stilisiert sich Heidegger von 1929 an als Philosoph der Kehre. Er möchte alles in den „großen Anfang bei den Griechen“ zurückzwingen. Heidegger beschwört den Heroismus des verwegenen Daseins gegen die verachtete Normalität der bürgerlichen Misere, und er läuft konservativen Gegenwartsdiagnosen nach. Mit dem liberalen Vater der Blochmann, so erfahren wir, kann er sich in politischen Dingen nicht einigen.

Die Briefe des Philosophen aus jener Zeit des inneren Umbruchs triefen von der Sehnsucht nach Härte und Schwere. „Sturm“ wird seine Lieblingsvokabel. „Draußen ist ein hoher, weiter Sternenhimmel – und Sturm“ unterschreibt er einen Brief und meint nicht nur das Wetter draußen. Er hat das Verlangen, „mit den Segeln hart am Wind bleiben u. wenn er zum Sturm werden will“.

Dann, 1933, ist wirklich Sturm und nicht nur um Heideggers Seinshütte auf dem Todtnauberg. Voll im Wind der Zeit schreibt Heidegger am 30. März, sechs Tage zuvor war Hitlers Ermächtigungsgesetz vom Reichtag angenommen worden, enthusiastisch: „Das gegenwärtige Geschehen hat für mich – gerade weil vieles dunkel und unbewältigt bleibt – eine ungewöhnliche sammelnde Kraft. Es steigert den Willen u. die Sicherheit im Dienste eines großen Auftrages zu wirken und am Bau einer volklich gegründeten Welt mitzuhelfen.“

Der herrische Einsamkeitsheroe hat sich nun vollends in einen eifrigen Gefolgsmann der nationalsozialistischen Bewegung verwandelt. So als hätte er noch nie etwas vom erklärten Antisemitismus der Bewegung gehört, lädt er seine Brieffreundin zum großen Werk am Dienst des Führers ein. Sie werde doch ihr Wissen nicht brachliegen lassen und „an der Gestaltung der Zukunft der deutschen Frau u. der Bewältigung der Not der Kinder eines arbeitslosen Volkes“ mithandeln.

War das Naivität ? Glaubte er tatsächlich, daß Elisabeth Blochmann, als Tochter einer jüdischen Mutter, am Bau einer volklich gegründeten Welt mittun dürfte? Oder wollte er in diesem Mo-

Bestseller

BELLETRISTIK

1	**Eco: Das Foucaultsche Pendel** Hanser; 49,80 Mark	(1)
2	**Groult: Salz auf unserer Haut** Droemer; 34 Mark	(2)
3	**Ende: Der satanarchäolügenialkohöllische Wunschpunsch** Thienemann; 22 Mark	(3)
4	**Nadolny: Selim oder Die Gabe der Rede** Piper; 44 Mark	(5)
5	**Wimschneider: Herbstmilch** Piper; 22 Mark	(4)
6	**García Márquez: Der General in seinem Labyrinth** Kiepenheuer & Witsch; 38 Mark	(7)
7	**Süskind: Das Parfum** Diogenes; 29,80 Mark	(6)
8	**Le Carré: Das Rußland-Haus** Kiepenheuer & Witsch; 39,80 Mark	(8)
9	**Atwood: Katzenauge** S. Fischer; 39,80 Mark	(10)
10	**Cruz Smith: Polar Star** Hoffmann und Campe; 39,80 Mark	(12)
11	**Rendell: Die Brautjungfer** Blanvalet; 36 Mark	
12	**Forsyth: Der Unterhändler** Piper; 42 Mark	(13)
13	**Messadié: Ein Mensch namens Jesus** Droemer; 44 Mark	(9)
14	**King: Stark** Hoffmann und Campe; 39,80 Mark	(11)
15	**Korschunow: Fallschirmseide** Hoffmann und Campe; 36 Mark	

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich

ment die Kleinheit persönlicher Umstände vergessen und benutzte die Freundin als Projektionsfläche für seinen politischen Größenwahn? Vieles spricht dafür.

Denn wie der nun folgende Briefwechsel zeigt, hat Heidegger wenig Lust, sich mit der beginnenden Not der Freundin zu befassen, sondern schwärmt ihr lieber von der Größe des historischen Augenblicks vor.

SACHBÜCHER

1	**Strauß: Die Erinnerungen** Siedler; 58 Mark	(1)
2	**Alt: Jesus – der erste neue Mann** Piper; 19,80 Mark	(3)
3	**Brandt: Erinnerungen** Propyläen; 48 Mark	(2)
4	**von Ditfurth: Innenansichten eines Artgenossen** Claassen; 39,80 Mark	(4)
5	**Konzelmann: Der Jordan** Hoffmann und Campe; 44 Mark	(5)
6	**Rischert: Die Weinmacher** Zabert Sandmann; 68 Mark	(6)
7	**von Krockow: Die Deutschen in ihrem Jahrhundert 1890 – 1990** Rowohlt; 46 Mark	(7)
8	**Scholl-Latour: Der Wahn vom Himmlischen Frieden** Siedler; 39,80 Mark	
9	**Hawking: Eine kurze Geschichte der Zeit** Rowohlt; 34 Mark	(8)
10	**Albertz: Am Ende des Weges** Kindler; 28 Mark	(10)
11	**Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!** Scherz; 39,80 Mark	(11)
12	**Fisher-Ruge: Meine armenischen Kinder** Hoffmann und Campe; 29,80 Mark	(9)
13	**Jelzin: Aufzeichnungen eines Unbequemen** Droemer; 36 Mark	(15)
14	**Drewermann: Kleriker** Walter; 88 Mark	(12)
15	**Kronzucker/Tartarotti: Abenteuer und Legenden** Lübbe; 44 Mark	(14)

ermittelt vom Fachmagazin *Buchreport*

Am 18. April, elf Tage nach dem „Gesetz der Wiederherstellung des Berufsbeamtentums", das Nichtarier zum Ausscheiden aus einem Beamtenverhältnis zwang, reagiert Heidegger knapp auf die Bedrohung seiner Freundin. Ausgerechnet auf einer Ansichtskarte, die den beschaulichen Sitzplatz der Heideggers unterm Birnbaum im heimischen Garten zeigt, bedauert er, daß seine Freundin nicht den ausführlichen Brief seiner Frau erhalten hat. „Es ist uns doppelt schmerzlich, daß Sie in diesen schweren Tagen nicht unsere Grüße u. die Versicherung unerschütterlicher Freundschaft haben."

Nun folgen in zeitlich dichter Folge ergreifende Briefe der damals 41jährigen Dozentin, die nur schwer begreifen kann, daß sie als Halbjüdin aus dem Dienst entfernt und in die Emigration gezwungen wird.

„Ich habe *sehr* schwere Tage hinter mir, hatte mir doch nicht vorstellen können, daß ein solches Ausgestoßenwerden möglich sei. Ich habe vielleicht zu naiv in der Sicherheit einer tiefen Zugehörigkeit des Geistes und des Gefühls gelebt – so war ich zuerst ganz wehrlos und sehr verzweifelt", schreibt sie Mitte April an Heideggers Ehefrau Elfriede.

Verzweifelt auch sucht sie nach Rettung vor der drohenden Entlassung: „Wenn ich ein Mann gewesen wäre, hätte ich mich meiner Heerespflicht an der Front bestimmt nicht entzogen – also könnte man mich auch hierin vielleicht doch behandeln, als ob ...?"

Doch Heidegger lebt in dieser Zeit in höheren Welten, nicht der der Gedanken, sondern der der Politik. Er wird Rektor, und Elisabeth Blochmann, die in ihrer beruflichen Existenz Bedrohte, ringt sich eine Gratulation ab, bei der man ahnt, welchen Zwiespalt der Gefühle sie aushalten muß: „Ich wünsche Ihnen, daß sie Mitkämpfer von wahrhaft geistigem Rang haben, damit in dem – auf die innere Höhenlage gesehen – so wirren Gewebe unserer Zeit hier wenigstens ein reines Werk gelingt."

Und Heidegger? Seine Antworten auf die Notrufe seiner Freundin, oft Ansichts- oder Postkarten, hastig zwischen Reisen geschrieben, sind knapp, voller hinhaltendem Optimismus, er könne in Berlin beim zuständigen Ministerium etwas erreichen, auch wenn er niemals zum Minister vordringt. Zu Gesprächen mit Elisabeth Blochmann hat PG Heidegger oft allerdings keine Zeit.

Statt dessen schickt er ihr seine Rektoratsrede („Die deutsche Studentenschaft ist auf dem Marsch") – eine Taktlosigkeit, die er in jenen Jahren auch gegenüber mindestens einem anderen, vor der Entlassung stehenden jüdischen Kollegen begeht.

In der Sache der Freundin komme er nicht weiter, teilt er immer wieder knapp

mit und berichtet im September, daß er einen Ruf nach Berlin erhalten habe.

Da darf sich die bedrohte Freundin mit ihm freuen, und sie tut es sogar: „Ich bin mit allen meinen Gedanken", schreibt sie, „bei Ihnen. Ich weiß ja, was es für Sie heißt, nun wirklich vor die große Aufgabe gestellt zu sein, die gewiß eine der größten ist, die es überhaupt heute in Deutschland zu lösen gibt." Aber sie mahnt auch leise: „Sie wissen, wie mir ums Herz ist und daß meine letzte und einzige Hoffnung noch immer Ihre Hilfe ist."

Weiß er's? Die Antwort ist knapp und selbstbezogen. „In Berlin selbst bin ich auch diesmal nicht weiter vorgedrungen", und dann redet er wieder nur von sich: Er spiele mit dem Gedanken, nach München zu gehen, um näher an Hitler heranzukommen. Dann aber will er doch wieder in Freiburg bleiben. „Ich bin noch unentschieden u. glaube nur das Eine zu wissen, daß wir uns auf große geistige Wandlungen vorbereiten d. h. diese selbst mit heraufführen müssen. Aber woher die Menschen nehmen?"

Kaum zu glauben: Da bittet ein Mensch um existentielle Hilfe, und Heidegger steht auf dem Feldherrenhügel, sorgt sich um die fehlenden Menschen und vermeidet jedes bedauernde Wort über die Ungeheuerlichkeit des Rassismus, der ja gerade für den von Heidegger beklagten Mangel verantwortlich ist.

Ohnmächtig klingt Elisabeth Blochmanns Antwort: Sie wünscht ihm, zu einer Klarheit des Entschlusses zu kommen, die ihn glücklich macht. Für sie aber sei alles negativ entschieden. Sie will nach England und bittet ihn um ein Gutachten. Er rät ihr zu und übersendet das erbetene Zeugnis, das sie mit Dank quittiert und einer bitteren Bemerkung: „Wenn sogar das Rote Kreuz in Deutschland jemanden wie mich nun nicht mehr bei sich beschäftigen kann, wer denn dann noch? Viel leichter haben es natürlich die wirklich jüdischen Menschen. Unsereiner gehört eben nun nirgends mehr hin, da man die innerste Zugehörigkeit für nichts achtet. Und so muß man in die Fremde gehen und um ein Gastrecht dort bitten – einerlei wie groß der Schmerz ist." Dann fehlen bis Dezember 1934 Briefe, wenn überhaupt welche geschrieben wurden. Später senden Heideggers der Blochmann ideologisch Erbauliches in die Emigration nach Oxford, wo sie sich als Repetitorin für Deutsch durchschlägt: Ernst Jüngers elitenfixierte Schrift „Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt" etwa.

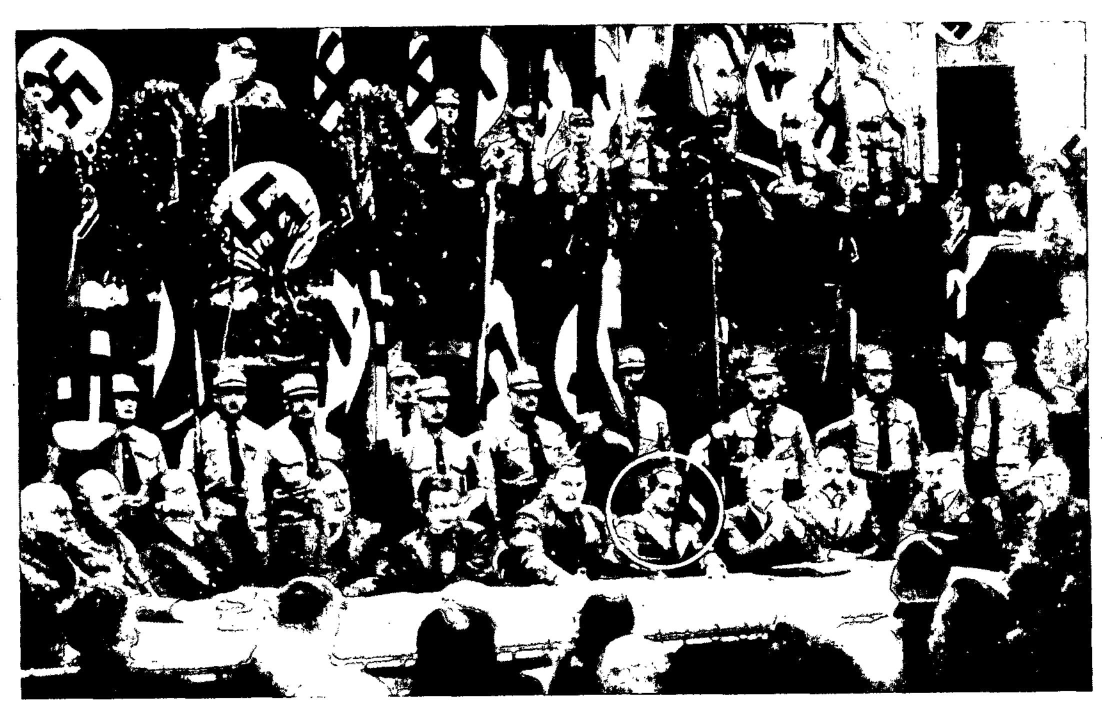
Erst im Dember 1934, Heidegger ist als Rektor gescheitert, findet er wieder Worte für Elisabeth Blochmann. Keine persönlichen wiederum, kein Eingeständnis der Scham darüber, daß man sie vertrieben hat. Seine Sprachlosigkeit ist gepanzert in den weihevollen Ton heroischen Philosophierens.

Er beschäftigt sich nun mit Hölderlin, seiner Spätdichtung „Germanien". Heidegger sieht in ihr eine Trauer walten, „die neuanfangende Not unseres geschichlichen Daseins". Die Not der Notlosigkeit herrsche, konstatiert der Philosoph. In der Tat: Der aufblühende Bonzenstaat der Nazis entlarvt zu jener Zeit für jeden deutlich sein Spießertum, das keine Überhöher wie Heidegger braucht. Auf solche selbstangemaßten Führer des Führers wird nun verzichtet.

Aber derartiges gibt Heidegger der unglücklichen Emigrantin gegenüber nicht zu. Pathetisch und allgemein ergeht er sich selbstmitleidig: „Und unsere Not ist die Not der Notlosigkeit, der Unkraft zur ursprünglichen Erfahrung der Fragwürdigkeit des Daseins. Die Angst vor dem Fragen liegt über dem Abendland; sie bannt die Völker in altgewordene Wege u. jagt sie flüchtig zurück in morsch gewordene Gehäuse."

Auch in den folgenden Briefen – der letzte wird 1938 geschrieben, dann tritt eine Pause bis nach dem Krieg ein – stilisiert Heidegger seine Rolle als großer Einsamer, der als einziger die wahre Größe der nationalsozialistischen Bewegung kennt, dessen Wissen die Herrschenden aber nicht brauchen. „Ich glaube, daß ein Zeitalter der Einsamkeit über die Welt kommen muß . . ."

Nach Kriegsende zeigt sich Heidegger seiner Freundin gegenüber wieder als der schroffe, schicksalsgläubige Philosoph, für den es so lächerliche Kategorien wie persönliche Verantwortung nicht gibt. 1947 antwortet er auf einen Gruß von Elisabeth Blochmann hin: „Die Vorgänge, die den Planeten umdüstern, können nicht das Gemächte einzelner Menschen sein, die nur als Schergen fungieren."



Philosoph Heidegger (Kreis)*: „Nicht das Gemächte einzelner Menschen"

Elisabeth Blochmann hat nicht wie andere aus rassischen Gründen Vertriebene, Marcuse beispielsweise, auf ein Eingeständnis von Schuld bei Heidegger bestanden. Es wäre auch vergeblich gewesen. Sie hat bis zu ihrem Tod 1972 in Marburg, wohin sie mit Heideggers Unterstützung zur ersten Ordinaria für Pädagogik in Deutschland berufen worden war, freundschaftlich Kontakt zum Philosophen gehalten.

Erst im letzten überlieferten Blochmann-Brief, zwei Jahre vor ihrem Tod geschrieben, wird Distanz deutlich: „Meine Art, die Dinge des Lebens zu sehen, liegt . . . so weit ab von Deiner philosophischen Sehweise, daß ich fürchte, eine gemeinsame Sprache gibt es für uns nur noch in einem begrenzten aber umso kostbareren Bereich." ◄

* Auf einer Wahlkundgebung der deutschen Wissenschaft 1933 in Leipzig.



Universitätsrektor Heidegger (×, 1933)*: „Der Führer selbst und allein ist die heutige Wirklichkeit und ihr Gesetz"

„Aber bitte nicht philosophieren!"

Rudolf Augstein über das Buch „Heidegger und der Nationalsozialismus" von Victor Farias

> „Wie können Sie denken, daß ein so unkultivierter Mann wie Hitler Deutschland regieren kann?"
>
> „Auf die Kultur kommt es nicht an. Betrachten Sie seine wundervollen Hände!"
>
> Gespräch zwischen Karl Jaspers und Martin Heidegger im Juni 1933

Dieses Buch ist eine Bombe", schrieb „Le Monde" und meint damit eine Untersuchung aus der Feder des Heidegger-Schülers Victor Farias, 47, über die Beziehungen zwischen dem Philosophen Martin Heidegger und den Nationalsozialisten. „Heil Heidegger!" lautete die Überschrift in „Libération" mit viereinhalb Zentimeter hohen Lettern.

Farias ist Chilene und Privatdozent an der Freien Universität Berlin. Sein Buch wurde spanisch und deutsch geschrieben, es mußte ins Französische übersetzt werden: „Heidegger et le nazisme". Demnächst erscheint es (bei S. Fischer in Frankfurt) auch in Deutschland, wo Heideggers Werke nie so sehr geschätzt wurden wie gerade in Frankreich.**

Heidegger, wohl der berühmteste deutsche Philosoph dieses Jahrhunderts, hat französisches Denken beeinflußt wie kein anderer, ein Mystagoge des Wortes, ein Begriffe-Klöppeler ersten Ranges. Manchen Franzosen gilt er noch heute als „größter Denker aller Zeiten", als „der am meisten französische aller deutschen Philosophen", kurz, als „philosophische Kultfigur", so das Fernseh-Magazin „Titel, Thesen, Temperamente".

„Was wäre denn Sartre ohne Heidegger?" fragte der Existentialist und Historiker Michel Mourre. Aber auch Lacan, Foucault, Derrida – sie alle glaubten entscheidende Anregungen von Heidegger empfangen zu haben. Nun müßten sie sich fragen, ob sie einem gigantischen Mißverständnis, einer Fehleinschätzung sondergleichen oder gar falschen Übersetzungen zum Opfer gefallen sind. Man schmückt sich mit Heidegger, aber sein Hauptwerk „Sein und Zeit" ist in Frankreich erstmals 1984 in einem Raubdruck erschienen.

Jener französische Universitäts-Offizier Jacques Lacant, heute Emeritus der Universität Paris-Nanterre, brauchte angesichts der Nazi-Vergangenheit Heideggers über ein Jahr, bis er ihn („Mein

NSDAP

HEIL HEIDEGGER !

De 1933 à 1945, Martin Heidegger, souvent considéré comme le plus grand philosophe du siècle, a été un militant zélé du parti nazi: le livre de Victor Farias publié aujourd'hui le prouve de façon accablante. Question: peut-on encore rester heideggerien?

Heidegger était-il nazi ?

…quête de Victor Farias révèle les liens entre le philosophe, mort en 1975, et le n…

par ROGER-POL DROIT

Heidegger-Schlagzeilen in Frankreich*, Heidegger (1968):

---

* Oben: bei der Kundgebung der deutschen Wissenschaft am 11. November in Leipzig, dritter v. r. (sitzend) Ferdinand Sauerbruch; unten: aus „Libération" (o.) und „Le Monde" (u.).

**Victor Farias: „Heidegger et le nazisme". Editions Verdier, Lagrasse; 336 Seiten; 125 Franc.

schwierigster Fall“) 1947 in den vorgezogenen Ruhestand versetzte und ihm Lehrverbot erteilte. Das hinderte viele französische Intellektuelle nicht, später mit Heidegger als einem Freund zu verkehren und geistig von ihm zu profitieren, obwohl der Philosoph sein „kalkuliertes Schweigen“ (George Steiner) über die Gaskammern niemals brach. Anerkannte Widerstandskämpfer taten desgleichen.

In seinem denkwürdigen Gespräch mit dem SPIEGEL 1966 (geführt von Georg Wolff und mir), im Jahr darauf autorisiert, veröffentlicht in der Woche nach seinem Tode 1976, sagt Heidegger explizit über die Franzosen: „Wenn sie zu denken anfangen, sprechen sie deutsch; sie versichern, sie kämen mit ihrer Sprache nicht durch.“

Diesem Coup sind die Franzosen, anders als die des Deutschen mächtigen Deutschen, aufgesessen. Heidegger zum SPIEGEL: „So wenig, wie man Gedichte übersetzen kann, kann man ein Denken übersetzen.“ Die deutsche Sprache, die Sprache Hölderlins, Nietzsches und, zu ergänzen, Heideggers, hat „eine besondere innere Verwandtschaft mit der Sprache der Griechen und deren Denken“ – das ist weder Hegel noch Schopenhauer, aber bester Hegel und bester Schopenhauer.

Heidegger verweist auf die – bestreitbare – „folgenreiche Verwandlung, die das griechische Denken durch die Übersetzung ins Römisch-Lateinische erfahren hat“. Das zureichende Nachdenken der Grundworte des griechischen Denkens werde so unmöglich. Was hier wem „zu-reicht“ – eben das ist umstritten. Und wenn unmöglich, woher hat *er* sein Wissen?

Auf die Frage, wie er sich seine so starke Wirkung in den romanischen Ländern erkläre, antwortete der Philosoph 1966:



„Dieses Buch ist eine Bombe“

Weil sie sehen, daß sie mit ihrer ganzen großen Rationalität nicht mehr durchkommen in der heutigen Welt, wenn es sich darum handelt, diese in der Herkunft ihres Wesens zu verstehen.

Auch der Student Victor Farias, der ihn 1967 besuchte, wurde ob dieser Problematik stutzig. Von Heidegger aufgefordert, „Sein und Zeit" ins Spanische zu übersetzen, antwortete Farias diplomatisch: Wenn er Platon lesen wolle, lerne er Griechisch; wolle er Heidegger lesen, lerne er Deutsch. Heidegger lobte ihn ob der „Tiefe" dieser Antwort. Die romanischen Sprachen hätten nicht die Kraft, in das Wesen der Dinge einzudringen.

Er habe sich wie auf einem Vulkan gefühlt, sagt Farias heute. Dieses Zwei-Klassen-System sei ihm zuwider gewesen. Er beschloß, Heideggers politische Vergangenheit zu untersuchen. Viel Peinliches, viel Unbekanntes, aber nichts entscheidend Neues ist zutage gekommen.

Wie immer, wenn es um die Entlastung eines ehemaligen Nationalsozialisten geht, darf der bekannte Faschismus-Theoretiker Ernst Nolte nicht fehlen. Er schreibt (in einem im nächsten Monat bei Suhrkamp erscheinenden Sammelband „Heidegger und die praktische Philosophie"):

Ich glaube, daß Heideggers Engagement von 1933 und die Einsicht von 1934 in seinen Irrtum philosophischer waren als die Richtigkeit der unverändert distanzierten und überaus achtenswerten Haltung Nicolai Hartmanns*.

Wieder ein echter Nolte. Mit diesem Historiker hat Farias leichtes Spiel. Er weist nach, daß Heideggers Wesensverwandtschaften zum Nationalsozialismus vor 1933 beginnen und nach 1934 nicht enden:

▷ Antisemit ist er als junger Mann, der den wütigen Judenbeschimpfer und Kanzelverbrecher Abraham a Sancta Clara (1664 bis 1709) preist, und ist es im Alter, wo er ihm seinen geistigen Standort im schwäbischen Meßkirch zuweist, seinem eigenen und dem des Abraham benachbarten Geburtsort.

▷ Ein Nazi-Rassist war er wohl nicht. Aber wer einen „sich selbst wissenden Rassegedanken" für metaphysisch notwendig hält, macht sich verdächtig.

▷ Seine politischen Aktivitäten, die in dem Aufsatz „Über den Führer als Existenzprinzip" gipfeln, hat er auch noch nach seinem trotzigen Rücktritt vom Rektorat – er amtierte nur zehn Monate – bis in den Krieg hinein fortgesetzt. Er war noch 1941 bereit, in Spanien, Italien und Portugal Vorträge zu halten. 1936 in Rom von Karl Löwith freundschaftlich befragt, bestätigte Heidegger, es bestehe dem Wesen nach eine Verwandtschaft zwischen seinem Denken und seinem Einsatz für die Hitler-Bewegung. Der Jude Karl Löwith war in Marburg von Heidegger habilitiert worden, der Habilitierer trug auch in Tusculum und Frascati sein Parteiabzeichen, 1936.

Heidegger zu Löwith: Sein, Heideggers, Begriff von „Geschichtlichkeit" sei die Grundlage für seinen politischen „Einsatz". Löwith: „Er ließ auch keinen Zweifel über seinen Glauben an Hitler." Der habe nur zwei Dinge unterschätzt, „die Lebenskraft der christlichen Kirchen und die Hindernisse für den Anschluß von Österreich" (Stammtisch-Unfug, Hitler hat beides richtig eingeschätzt). Jetzt, so Heidegger, müsse man den vorgezeichneten Weg „durchhalten".

▷ Die vom „Führer" 1934 verkündete Evolution ging ihm nicht weit genug.

Heidegger et le nazisme

Victor Farias



Farias-Buchtitel
Viel Peinliches, viel Unbekanntes

Er wollte sie stufenweise in eine ganzheitliche Revolution einmünden lassen. Farias, ohne Belege, ordnet ihn den SA-Leuten um Ernst Röhm zu. Daß Heidegger den Führer führen wollte, vermutete neben anderen Karl Jaspers. Naiv war der Mann auch noch.

Soweit eine vielfach belegte trübe Sache, aber noch keine Sensation. Hingegen:

▷ Man wußte bislang nicht allgemein, daß der Freiburger Professor Heidegger seinen Schüler und jüngeren Freund Eduard Baumgarten, der in Göttingen Professor werden wollte (er wurde es mit Verzögerung), in seiner Beurteilung nahezu denunziert hat: Liberal-Demokrat; hat sich „dem Juden Fränkel" angeschlossen (einem aus Göttingen vertriebenen Professor); kein SA-Freund; amerikanisiert (er philosophierte pragmatisch à la Dewey und Popper); kein politischer Instinkt; kein Urteil.



Heidegger-Schüler Farias
Wie auf einem Vulkan

Der Göttinger Rektor Vogel versah diese Beurteilung mit der Bemerkung „unbrauchbar, voller Haß" und legte sie ab. Der Vorgang, um im Vokabular von „Le Monde" zu bleiben, ist „niederschmetternd". Ähnliche Denunziationen sind nachweisbar. Allerdings wollte er auch keinen Mann befördert wissen, der wissenschaftlich eine Null und nur ein guter Nazi war.

▷ Vom Mord an den Juden hat er sich, obwohl nach dem Krieg von Karl Jaspers, Rudolf Bultmann, Herbert Marcuse und anderen bedrängt, nie distanziert. Warum sollte er? *Er* hatte Auschwitz nicht veranlaßt. Farias hingegen ruft in Erinnerung, daß er nicht nur geschwiegen, sondern die Endlösung auf eine Stufe gestellt hat mit der Behandlung der Ostdeutschen seitens der Alliierten, vermutlich im Sinne seines Schülers Ernst Nolte. Diese Erkenntnis, erstmals 1985 vom Marcuse-Archiv im „Pflasterstrand" dokumentiert, ist „niederschmetternd", fürwahr.

Also wäre das Urteil des Meister- und Schnelldenkers André Glucksmann über Heidegger berechtigt? Bis 1946 ein bedeutender nationalsozialistischer Philosoph, seit 1946 überhaupt kein Philosoph? Solch ein Verdikt, wie oft bei diesen Schnelläufern auf zu dünnem Eis, wäre unsinnig, wäre grund-los. Man konnte in Hitlers System kein bedeutender NS-Philosoph sein, das ist ein Widerspruch in sich. Und wer vor Auschwitz Philosoph war, der ist auch nach Auschwitz einer. Wer so viele bedeutende Geister befruchtet hat, nicht nur Franzosen – er traf sich regelmäßig mit dem Physiker und Philosophen Carl Fried-

* 1882 bis 1950; deutscher Philosoph, bedeutender Ontologe und Ethiker.

rich von Weizsäcker in Todtnauberg –, der kann mit dem Gütesiegel „Nazi“ nicht abgetan werden.

Auch ich, ein bescheidener Marschierer, habe an seinen beiden Nietzsche-Bänden bewundert, wie sorgfältig er näht. Jaspers, ihm längst nicht mehr wohlgesonnen, sagte dennoch nach dem Krieg:

> Im Strom seiner Sprachlichkeit vermag er gelegentlich den Nerv des Philosophierens auf eine verborgene und großartige Weise zu treffen. Hier ist er unter den zeitgenössischen Philosophen in Deutschland, soweit ich sehe, vielleicht der einzige.

Apropos „Nazi“: Außer Hitler selbst gab es ja keinen authentischen Nationalsozialisten. Auch Heidegger hatte in diesem System seine, keineswegs gefahrvollen, Schwierigkeiten. Er hatte Freunde und Feinde, sein schlimmster war der Nicht-Philosoph Alfred Rosenberg.



Husserl, Heidegger (1921): Sachliche Differenzen?

Da konnte es schon passieren, daß Rosenberg einen Text ablehnte, ausgerechnet Goebbels ihn aber genehmigte, weil der Duce seinen Berliner Botschafter Alfieri hatte intervenieren lassen. Kompromiß: Der Text durfte gedruckt, aber nicht rezensiert werden.



Philosoph Jaspers (1931)
Von 1937 an keine Antwort mehr

Warum klagt Heidegger dann? In seinem Gespräch mit dem SPIEGEL 1966, einem ausdrücklichen Beitrag Heideggers zur „Aufklärung meines Falles“, schönt er, färbt er und vergißt er, er verdrängt. Aber vieles stellt er doch klar.

Rektor in Freiburg ist er Ende April 1933 beinahe durch Zufall und durch den Zwang der Umstände geworden, am 1. Mai 1933 Parteigenosse. Die Darstellung spricht für sich, oder besser, gegen ihn. Sein sozialdemokratischer Vorgänger hatte nur vierzehn Tage amtiert. Rektor wurde er aber auch, „weil die Verwurzelung der Wissenschaften in ihrem Wesensgrund abgestorben war“. Also wieder den Führer führen?

Nein, er hat sich, wie sein abgesetzter Vorgänger, geweigert, das sogenannte Judenplakat aufzuhängen, erfolgreich. Ja, er war 1933 von der „Größe und Herrlichkeit dieses Aufbruchs“ überzeugt. Ja, der „Wissensdienst“ steht in seiner Rektoratsrede erst an dritter Stelle, hinter dem „Arbeitsdienst“ und dem „Wehrdienst“. Hat das etwas zu bedeuten? Nein, denn dem Sinne nach ist der „Wissensdienst“ an die erste Stelle gesetzt.

„Nicht Lehrsätze und Ideen seien die Regeln eures Seins. Der Führer selbst und allein *ist* die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz.“ Hat er das im Herbst 1933 gesagt?

Ja, aber das stand nur in der Freiburger Studentenzeitung. 1934 hat er dergleichen nicht mehr gesagt. Heute, 1966, würde er das auch nicht mehr schreiben. Chapeau!

Bücherverbrennung? Nein, war geplant, hat er verboten. Und die Bücher jüdischer Autoren? Er verfügte nur über die Bibliothek als Direktor seines Seminars. Dort wurden keine Bücher jüdischer Autoren entfernt, jüdische Autoren wurden zitiert.

Sein Verhältnis zu seinen ihm ergebenen jüdischen Studenten? Nach 1933 unverändert. Eine Widmung und mehrere Besuche einer Doktorandin kann er vorweisen. Andere erinnern sich anders.

Sein Vorgänger Edmund Husserl sah einen immer stärker zum Ausdruck kommenden Antisemitismus – „auch gegenüber seiner Gruppe begeisterter jüdischer Schüler und in der Fakultät“. Der Jude Husserl, gewiß, er ist „Partei“.

Sein Verhältnis zu Jaspers getrübt? Vielleicht wegen dessen jüdischer Frau? Jaspers hat ihm seine Veröffentlichungen zwischen 1934 und 1938 alle mit herzlichen Grüßen zugeschickt. Nur,



Heidegger, Schüler Löwith (1922)
„Kein Zweifel an Hitler“

Jaspers bekam von 1937 an keine Antwort mehr von Heidegger.

Sein Verhältnis zu Edmund Husserl, dessen Schüler er war und der ihn der Fakultät zum Nachfolger empfohlen hatte?

Nun, er hat ihm 1926 sein Buch „Sein und Zeit“ in Verehrung und Freundschaft zugeeignet. Es gab aber, so Heidegger im SPIEGEL, sachliche Differenzen. Warum hat man diese Widmung 1941 bei Veröffentlichung der 5. Auflage fortgelassen? Der Verleger sah den Druck gefährdet. Aber Heidegger bestand auf Veröffentlichung jener Anmerkung auf Seite 38 („ . . . so dankt das der Verfasser in erster Linie E. Husserl . . .“), mit der die Widmung begründet worden war. Nicht er, sagt er, Husserl hat die Beziehung abgebrochen. Das ist nicht zu klären. Aber beim Krankenlager und Tod von Husserl 1938 hat er sich nicht blicken lassen, nicht kondoliert? Hat er nicht, „menschliches Versagen“. Er hat Frau Husserl in einem Brief um Entschuldigung gebeten. Bei Hei-

degger ein enormes, fast einmaliges Zugeständnis.

Warum er schon nach zehn Monaten als Rektor zurückgetreten sei? Er konnte sich gegen die Widerstände innerhalb der Kollegenschaft und innerhalb der Partei nicht durchsetzen. Er wollte Dekane ohne Rücksicht auf ihre Stellung zur Partei ernannt wissen, unter ihnen seinen abgesetzten Vorgänger im Rektorat, den Mediziner von Möllendorf. Man hat von ihm verlangt, die Dekane der Juristischen und Medizinischen Fakultät durch andere Kollegen zu ersetzen. Das lehnte er ab und trat zurück. An der Rektoratsübergabe hat er nicht teilgenommen. Enttäuscht?

Anschließend Beschränkung auf seine Lehraufgabe (was mit Sicherheit nicht stimmt). Er wurde ständig überwacht (was wohl so auch nicht stimmt). Die Partei hatte ein Auge auf ihn, mußte sie auch. Manche seiner Schriften durften nicht besprochen werden (aber eine Sonderzuteilung Papier bekam sein Verlag für ihn noch 1944). An Philosophen-Kongressen nahm er nicht teil (weil er sich vom Ministerium in Berlin schlecht behandelt fühlte). Die Rektoratsrede wurde nach 1934 alsbald aus dem Handel gezogen (aber 1937 neu aufgelegt).

Im Sommer 1944 gehörte er nicht zu den fünfhundert bedeutendsten Wissenschaftlern und Künstlern, die von jeder Art Kriegsdienst freigestellt blieben. Er wurde zu Schanzarbeiten „drüben am Rhein“ beordert. Es habe drei Gruppen gegeben, die Ganz-Entbehrlichen, die Halb-Entbehrlichen, die Unentbehrlichen. An erster Stelle der Ganz-Entbehrlichen: Martin Heidegger.

Wie kam er von den Schanzarbeiten wieder weg? Man weiß es nicht, er spricht nur von „Beendigung der Schanzarbeiten“. Im Wintersemester 1944 auf 1945 doziert er wieder, setzt in gewissem Sinne die Nietzsche-Vorlesung fort, die er als *seine* Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus begreift. Nach der zweiten Vorlesung Ende November wird er zum Volkssturm eingezogen, der älteste Mann unter den einberufenen Dozenten.

Volkssturmmann blieb er nicht lange. Professor Eugen Fischer, Anthropologe und Direktor am Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin, schrieb dem ihm bekannten Reichsstudentenführer Gustav Adolf Scheel: „Wir haben wahrhaft nicht viele große Philosophen, und nationalsozialistisch eingestellte noch weniger.“

Jedenfalls kann sich Heidegger nach dem schweren Bombenangriff auf Freiburg (am 27. November 1944) mit der Bergung seiner Manuskripte befassen.

Eine Vorlesung von 1935 hat er 1953 veröffentlicht. Vom SPIEGEL gefragt, ob er einen erklärenden, in Klammern stehenden Halbsatz auch 1935 so vorgelesen habe, antwortet er: „Das stand in meinem Manuskript drin und entsprach genau meiner damaligen Auffassung.“ Vorgetragen hat er die Stelle nicht, das



Philosoph Sartre
„Was wäre er ohne Heidegger?“

verstanden seine Hörer ohnehin richtig, und die Lauscher ohnehin falsch. Es ging da um die „innere Wahrheit und Größe dieser Bewegung“, der nationalsozialistischen.

Die erklärende Klammer liest sich so: („nämlich mit der Begegnung der planetarisch bestimmten Technik und des neuzeitlichen Menschen“). Dies wurde ein Thema, das er zwischen 1953 und 1966 ausweitet, einengt und immer wieder erklärt. Er ist hier seiner Zeit voraus, nur er weiß nicht, welches politische System der allumfassenden Technik zugeordnet werden kann, wenn überhaupt eines. Er ist nicht überzeugt, daß das die Demokratie ist.

Dann wirft er einen vorauseilenden Blick in die Zukunft und sagt den prophetischen Satz, die Technik in ihrem Wesen sei nicht etwas, was der Mensch in der Hand hat. Die Technik in ihrem Wesen sei etwas, was der Mensch von sich aus nicht bewältigt. Seine Adepten in Frankreich waren konsterniert, als



Heidegger-Kritiker Bourdieu
Den Katheder-Führer dingfest gemacht



Heidegger (r.), Augstein (1966): „Schmale Stege eines Übergangs bauen"

man ihnen diese SPIEGEL-Ausgabe ins Haus trug.

Man sollte meinen, spätestens 1976, als dieses einzige Interview Heideggers über seine nationalsozialistische Vergangenheit gedruckt worden war, hätten die einschlägig bewanderten Franzosen über ihn genug gewußt oder wissen können. Der enorme Wirbel, den die Fleißarbeit von Farias unter den französischen Intellektuellen derzeit anrichtet, ist wohl nur so zu erklären, daß Heideggers Nazi-Verflechtungen leicht dingfest zu machen sind, nicht hingegen seine Sprache, seine Begriffswelt, seine Attitüden und seine philosophischen Intentionen. Nur ungern gesteht man sich ein, daß man vor lauter Wald die einzelnen Bäume nicht gesehen hat.

So hat man in Frankreich die wahrhaft brillante und grundlegende Studie des Soziologen Pierre Bourdieu schlichtweg nicht zur Kenntnis genommen, Titel „Die politische Ontologie Martin Heideggers", erschienen 1975, ein halbes Jahr vor Heideggers Tod, ein halbes Jahr auch vor der Veröffentlichung des biographischen SPIEGEL-Gesprächs.

Spätestens aufgrund dieser Studie und des Gesprächs hätten die französischen Heidegger-Kultivateure merken können, daß sie einem deutschtümelnden Priesterpropheten aufgesessen waren, der mit Hilfe ebenso mühseliger wie risikoloser verbaler Spielereien seinen legitimen Schwindel betreibt, nicht um Verstehen bemüht, sondern um Glauben; einem Übersetzungsvergewaltiger gerade der von ihm monopolisierten griechischen Philosophen; einem Dichter und Denker, der auch Hölderlin, gleichsam als germanischen Widerpart zu dem korrumpierenden französischen Großstädter Baudelaire, ungebeten in seinen Dienst genommen hat, kurz, einem Wort-Schamanen.

Was Farias nicht leistet, hat Bourdieu 1975 vorweggenommen. Man könne nicht, sagt er, Heidegger ausschließlich in den politischen Raum versetzen (wo er, laut „Le Monde", als der böse Mr. Hyde agiert), und man könne ihm ebensowenig einen „eigentlich" philosophischen Raum reservieren (wo er als der gute Dr. Jekyll paradieren darf).

Als Hitler zur Macht kam und Heidegger in sein Rektorat, bewies die berühmt-berüchtigte Antrittsrede nicht nur seine Zugehörigkeit zum Nazi-Regime, nein, sie ließ sich ohne Umstand in der damaligen Geschichte des Heideggerschen Denkens unterbringen.

Der Zuhörer wisse zum Schluß nicht mehr, meinte Karl Löwith 1946, ob er ein Buch über die Vorsokratiker aufschlagen oder sich den Reihen der SA anschließen solle. Das stimmt. Aber der gemeine Verstand empört sich doch über den Mischmasch aus kruden Nazi-Parolen und elitärem Geschwätz.

Bourdieu hat beschrieben, wie Heideggers Ausgrenzungs- und Definierungsmanie, von Dementi zu Dementi, von Verneinung zu Wieder-Verneinung, von der Distanzierung (gegenüber Husserl, Jaspers, Sartre) bis zur Überwindung aller Bestimmungen und Benennungen den Martin Heidegger von der *positiven* politischen zur *negativen* politischen *Theologie* führt. Ja, Theologie, nicht Philosophie, und zur Hitlerzeit noch positiv.

Konsequent langt der Philosoph bei einer Überwindung an, „die sich noch gegen sich selbst kehrt", bei einer „Überwindung der Metaphysik", jener Metaphysik, die doch ehedem als „Lehre vom Sein des Seienden" absolut gesetzt worden war. So stellt seine Philosophie am Schluß und im ganzen nur noch das System von alldem dar, was sie ausgrenzt. Bravo, Pierre Bourdieu, Sie haben den Katheder-Führer dingfest gemacht.

War Heidegger nun ein „Nazi", wie Farias behauptet? Auch Bourdieu will die Frage so nicht gestellt wissen. Er habe eine philosophisch akzeptierbare Variante des „revolutionären Konservatismus" verkörpert, dessen andere Möglichkeit eben der Nazismus war, keinem Philosophieren zugänglich. Ich denke, mit diesem Ergebnis kann man leben. Und das Farias-Buch bietet viel Einblick in den NS-Wissenschaftsbetrieb.

Spiegelbildlich findet sich das Resümee Bourdieus auch in dem politisch angelegten SPIEGEL-Gespräch aus dem Jahre 1966 wieder. „Aber bitte nicht philosophieren!" hatte Heidegger befohlen. Philosophieren wäre auch unmöglich gewesen. Es gibt höchstens hundert Leute, die mit Heideggers skurrilem Sprach- und Denksystem umgehen können und wollen.

Das Gespräch ist wichtig durch das, was es nicht enthält. Heidegger war gezwungen, sich verständlich, für einen gemeinen Verstand verständlich, zu artikulieren. „Nur noch ein Gott kann uns retten", ist seine Auskunft, nicht die Philosophie, nicht menschliches Sinnen und Trachten.

Was kann der einzelne tun? Sich vorbereiten auf die Bereitschaft des Sich-offenhaltens für die Ankunft *oder* das Ausbleiben eines Gottes. Dazu gehört auch: „Daß wir im Angesicht des abwesenden Gottes untergehen." Welch priesterliche Prophezeiung! Und welches Schamanentum!

Heidegger wäre nicht Heidegger, wenn er es bei diesem schönen Schluß beließe. Denn auch die Erfahrung des Ausbleibens des unbekannten Gottes ist nicht nichts, sondern eine Befreiung des Menschen von dem, was der Mann aus Meßkirch in „Sein und Zeit" die Verfallenheit an das Seiende genannt hat. Wir sind wieder ganz am Anfang. Welch ein Glasperlenspiel!

Heidegger, dies sein versöhnlicher Schlußsatz im SPIEGEL: „Für uns Heutige ist das Große des zu Denkenden zu groß. Wir können uns vielleicht daran abmühen, an schmalen und wenig weitreichenden Stegen eines Überganges zu bauen."

Da bleibt denn doch die Frage: Womit, wozu, wohin? ◆

stens Zuhörer für seine alten Titanengeschichten, seine Unglückslitaneien, seine Droh- und Haßgesänge, seine Höhn- und Prahlereien, seine besserwisserischen Weissagungen. Es kommen die Okeaniden, die Meerjungfrauen, ein schüchterner achtköpfiger Mädchenchor, von Grüber ganz auf Ängstlichkeit zwischen Ducken und Mucken festgelegt.

Es kommt deren Vater Okeanos, der verkörperte Ringstrom rund um die Erdscheibe (Peter Simonischek), ein glatter Diplomat und gewissenhafter Anpaßler, hergerichtet als Wassermann. Es kommt Hermes, der Zeus-Agent (Udo Samel), ein zwieschlächtiger Kerl mit einem süffisanten Ton.

Es kommt vor allem Io, das Kuhmädchen. Sie ist der einzige Mensch in dieser göttlichen Gesellschaft, und es geht ihr entsprechend übel. Sie wird doppelt verfolgt – von Zeus aus Liebe und von Heras Eifersucht in Gestalt einer Bremse, die die arme Kuh um die halbe Welt hetzt.

Angela Winkler macht aus Io ein gutes Kind, ein höheres Töchterl auf unbegreiflichen Abwegen. Sie trippelt. Sie knickst verlegen vor all den hohen Herrschaften. Sie kann ihr erschöpftes Menschenstimmchen meist nur übers Mikrophon den Göttern hörbar machen (dieser Regieeinfall Grübers wurde ihr, zu Unrecht, vom Publikum verübelt). Sie wird zum ergreifenden Zentrum der ganzen Veranstaltung. Sie zeigt, was die ganze prometheische Aufbäumerei der Menschheit eingebracht hat: nichts als Abhetzerei, sekkante Götter und einen ewigen Stachel im Fleisch.

PHILOSOPHEN

Führer der Führer

Martin Heideggers politischer Irrtum von 1933 war gravierender, als er die Welt glauben machen wollte.

Am 11. März 1966 schrieb der Philosoph Martin Heidegger an den Schriftsteller Erhart Kästner: „Im Grunde handelt es sich gar nicht um mein kurzfristiges Rektorat 1933/34, sondern allein um das, was Paul Valéry . . . feststellt: ‚Wer das Denken *nicht* angreifen kann, greift den Denkenden an.'"

Diesen Eindruck, sein politisches Engagement von 1933 habe mit seinem Denken nicht das geringste zu tun, wollte der seit dem Erscheinen von „Sein und Zeit" (1927) weltberühmte Denker Heidegger (1889 bis 1976) zeitlebens erwecken, und seine Bewunderer haben auch das nachgeahmt.

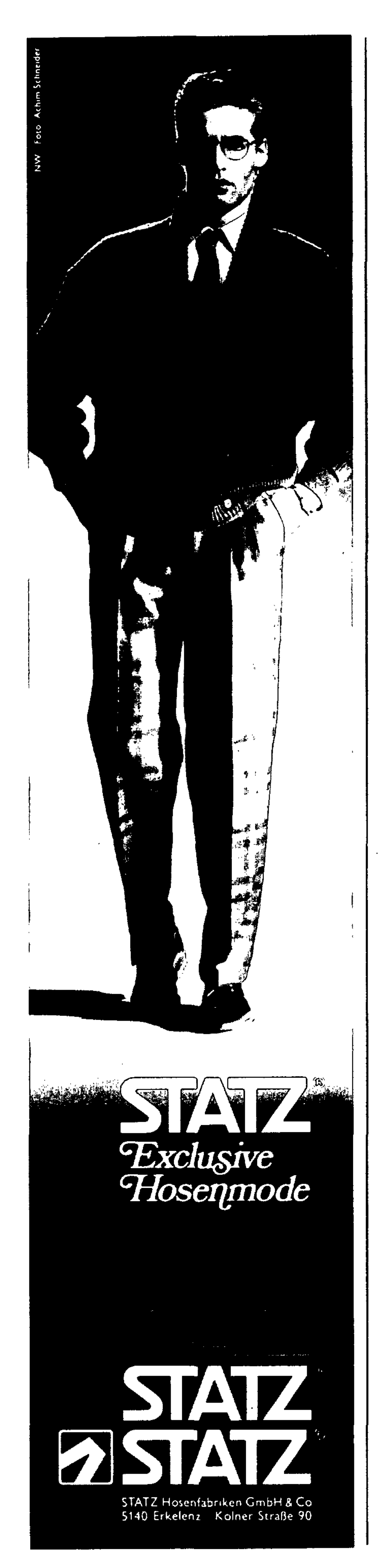


Rektor Heidegger (x) 1933: „Der innere Schrecken gibt dem Dasein seine Größe"

So schreibt Heinrich Wiegand Petzet, der den Briefwechsel zwischen Philosoph und Schriftsteller vor kurzem herausgegeben hat*, Heideggers „Mißgriff" beruhe auf einem „schweren persönlichen Irrtum", der „in der Sache nichts zu tun hat mit jenem weltverändernden Denken, das Heidegger in seiner Lebensarbeit geleistet hat und das allein . . . vor der Geschichte zählt und besteht".

Immerhin hat Heidegger laut Petzet sein Rektorat als „die größte Dummheit

* „Martin Heidegger – Erhart Kästner: Briefwechsel 1953-1974". Herausgegeben von Heinrich W. Petzet. Insel Verlag, Frankfurt; 156 Seiten; 38 Mark.



meines Lebens“ bezeichnet. Doch über diese Dummheit wollte er in der Öffentlichkeit nie etwas sagen. Zwar ließ er sich von Freund Kästner 1966 zum SPIEGEL-Gespräch überreden, aber entgegen Kästners Absicht, es sofort als Verteidigung gegen politische Angriffe drucken zu lassen, bestimmte er, es dürfe erst nach seinem Tod erscheinen.

Ziemlich einsilbig nannte Heidegger das Gespräch in einem Brief vom 26. Oktober „ganz erfreulich“. Was er jedoch in Wahrheit dachte, enthüllt sein übernächster Satz: „Die ‚Öffentlichkeit‘ ist doch das Fragwürdigste im Bezirk der heutigen ‚Gesellschaft‘.“

Auch der französische Heidegger-Sympathisant Jean-Michel Palmier* blieb davon überzeugt: „*Genau* genommen, gibt es nicht die mindeste Verbindung zwischen seinem (Heideggers) Denken und dem Nationalsozialismus.“

Ebenso urteilen die Historiker Bernd Martin und Gottfried Schramm**: „Solange Heidegger auf dem ihm eigenen Felde blieb . . . dachte er auf Bahnen, die mit dem Nationalsozialismus im Grunde unvereinbar waren.“

Allerdings schreiben sie auch, Heideggers Denken habe ihn nicht befähigt, den Nazis skeptisch und hellhörig zu begegnen: „Es gilt daher . . . auch zu bedenken, ob nicht dieses Denken von vornherein Affinitäten“ zu ihnen eingeschlossen habe.

Auch der junge Philosoph Gerhart Schmidt behauptet: „Heideggers Philosophie hat mit dem Nationalsozialismus keinerlei Gemeinsamkeit . . .“ Aber auch er widerlegt die eigene Behauptung, indem er die Nähe des Philosophen zur sogenannten nationalen Revolution von 1933 beschreibt.

Schmidt wirft Heidegger vor, das Wesen der Institutionen nicht verstanden zu haben: „Für ihn war der Nationalsozialismus . . . gleichbedeutend mit der Auflösung der institutionalen Gängelung des Menschen. Für ihn war (und blieb) er nicht bloß eine Partei, sondern eine ‚Bewegung‘, und das bedeutet für den Philosophen die Auflösung des Festen, den Aufbruch zu neuen Ufern, die Chance zu geschichtlicher Größe.“

Nicht Schmidt, sondern der bedeutende Philosoph Max Müller, 79, ein Schüler Heideggers, der katholische Tradition und Existenzdenken zusammenführen wollte, hat den Denkhintergrund von Heideggers politischem Engagement beschrieben: „Den Nationalsozialismus parallelisierte er . . . mit dem eigenen denkerischen Vorhaben als einen grundsätzlichen Abschied von der bisherigen Politik. Das war natürlich utopisch: Die Leute, denen er dieses zutraute, wollten ja etwas ganz anderes als er in seinem Abschied vom bisherigen Denken.“

Müller meint sogar, 1934 habe Heidegger mit dem Rücktritt als Rektor nur Abschied von der *Partei* genommen: „Er setzte nicht auf die Partei, sondern auf eine Person und auf die Richtung, auf die ‚Bewegung‘.“ Und diesen Glauben an Führer und Bewegung habe Heidegger „viel länger beibehalten, als er selbst es sich später eingestand“.

Ähnlich urteilte der Bochumer Philosoph Otto Pöggeler, den Heidegger vor rund 20 Jahren als besten deutschen Deuter seines Denkens belobigt hatte, im ausführlichen Nachwort zur 2. Auflage seines Buches***: „War es nicht eine bestimmte Ausrichtung seines Denkens, durch die Heidegger – nicht nur zufällig – in die Nähe des Nationalsozialismus geriet, ohne jemals wieder wirklich aus dieser Nähe herauszukommen?“

Die Philosophin Ute Guzzoni meint sogar, daß nach Heideggers „eigener Überzeugung“ seine „politische Verirrung“ nichts wäre, „was jenseits seiner Philosophie stünde, was lediglich ein Irrtum des fehlbaren Menschen Heidegger gewesen wäre“.

* Michel Haar (Hrsg.): „L'Herne – Martin Heidegger“. Éditions de L'Herne, Paris; 520 Seiten; 240 Franc.

** Gottfried Schramm/Bernd Martin (Hrsg.): „Martin Heidegger. Ein Philosoph und die Politik“. Ein Gespräch mit Max Müller und Beiträge von Alexander Hollerbach, Bernd Martin, Walter Biemel, Ute Guzzoni, Gerhart Schmidt. „Freiburger Universitätsblätter“, Heft 92, Juni 1986. Verlag Rombach, Freiburg; 120 Seiten; 7 Mark.

*** Otto Pöggeler: „Der Denkweg Martin Heideggers“. Verlag Günther Neske, Pfullingen; 356 Seiten; 48 Mark.

Bestseller

BELLETRISTIK

Platz	Titel	Vorwoche
1	**Allende: Von Liebe und Schatten** Suhrkamp; 38 Mark	(1)
2	**Blixen: Afrika, dunkel lockende Welt** Manesse; 27,70 Mark	(2)
3	**Süskind: Das Parfum** Diogenes; 29,80 Mark	(3)
4	**Allende: Das Geisterhaus** Suhrkamp; 38 Mark	(4)
5	**Ende: Momo** Thienemanns; 24 Mark	(5)
6	**King: Es** Heyne; 24,80 Mark	(6)
7	**Brückner: Die Quints** Ullstein; 29,80 Mark	
8	**Graß: Die Rättin** Luchterhand; 39 Mark	(7)
9	**Kaminski: Nächstes Jahr in Jerusalem** Insel; 38 Mark	(9)
10	**Puzo: Der Sizilianer** Droemer; 42 Mark	(8)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom

Die subtilen Widersprüche der Meinungen in Sachen Heidegger sind nicht zufällig. Sie bezeugen die zweideutige Rat- und Rastlosigkeit, die sich in Person und Sache selbst finden: in Martin Heidegger, dem fraglos bedeutendsten deutschen Denker seit Friedrich Nietzsche – und in seinem ebenso fraglosen politischen Wirkungswillen, der sich im Freiburger Rektorat vom 22. April 1933 bis 23. April 1934 bekundet hat.

Heidegger hat nichts zurückgenommen, nichts be- oder erkannt. Sein SPIEGEL-Gespräch – für Max Müller „die größte Enttäuschung" – erschien erst 1976. Die ähnlich dürre Version kurzer „Tatsachen und Gedanken" zum Rektorat, schon 1945 verfaßt – für Ute Guzzoni „bestürzender" als die Rektoratsrede –, kam erst 1983 (bei Vittorio Klostermann in Frankfurt) heraus.

Palmier berichtet, daß er mit Ernst Jünger vor Jahren über Heideggers Schweigen gesprochen habe. Und Jünger gab damals boshafte Auskunft: Heidegger habe sich für seinen politischen Irrtum deshalb nicht entschuldigen wollen, weil er von seinem Standpunkt aus eher hätte erwarten müssen, daß Hitler wiederauferstünde und um Verzeihung bäte, ihn, Heidegger, irregeführt zu haben.

„Dieser Ausfall", urteilt Palmier, „enthält viel Wahres. Alles läßt darauf schließen, daß Heidegger niemals anerkannte, sich über das Wesen von Hitlers Nationalsozialismus tragisch getäuscht zu haben. Statt dessen dachte er, der Irrtum stamme aus der Bewegung, denn sie habe irgendwie der metaphysischen Wahrheit nicht entsprochen, die er in ihr entdeckt haben wollte."

Auch der Philosoph Walter Biemel meint zu einer Vorlesungsstelle, in der Heidegger noch im Krieg dem Nationalsozialismus „geschichtliche Einzigartigkeit" bescheinigte, Heidegger habe darauf angespielt, „was in seiner Vorstellung der Nationalsozialismus hätte sein können, eine wirkliche Revolution, die eine entscheidende Wandlung herbeiführt".

Damit umschreibt Palmier (und auch Bewunderer Biemel) Heideggers Denk-Dilemma, das zum Existenz-Trauma wurde: das Schwanken zwischen Wahrheits- und Wirkungswillen, die verbohrte Ratlosigkeit vor dem Abfall in die Politik, die Rastlosigkeit, der politischen Verstrickung noch nachträglich durch immer neue metaphysische Machtsprüche über das Welt-Geschick und damit auch den politischen Fallstricken seines frühen Denkens entgehen zu wollen.

Jetzt enthüllt eine Vorlesung aus dem Wintersemester 1929/30*, wie verheerend Heideggers romantischer Tragizismus, seine Lust an Schrecken, Scheitern und Untergang, aber auch seine verkappte Kritik an der Weimarer Republik politisch gewirkt haben müssen.

Denn Heidegger sah im politischen Kleinkram und Parteiengezänk der liberalen Demokratie, in deren Reformversuchen, „in all dem Organisieren und Programmbilden und Probieren", nur „ein allgemeines sattes Behagen in einer Gefahrlosigkeit".

„Durch Anhäufung der Tüchtigkeiten", belehrte der 41jährige Philosoph seine Studenten, „sind . . . Kraft und Macht nie zu ersetzen", und ahnungsvoll: „Wer sich nichts zumutet, kann nie um ein Versagen und Versagtsein wissen", der wiege sich vielmehr „in einem Behagen, das hat, was es wünscht, und nur wünscht, was es haben kann".

Heideggers Studenten sollten sich also das Unmögliche wünschen, und warum? Um „das Dasein sich auf die Schulter zu werfen", weil es etwas ist, „was der Mensch eigens übernehmen muß" – weswegen und wofür, wird nicht gesagt. Und Heidegger drohend: „Weil wir aber der Meinung sind, es nicht mehr nötig zu haben, stark zu sein und uns der Gefahr entgegenwerfen zu dürfen, haben wir uns auch schon . . . aus der Gefahrenzone des Daseins fortgeschlichen."

Gelobt sei, was stark macht, was jenen Schlichen des Geschleiches den Garaus macht – aber was macht stark? „Das *Geheimnis* fehlt in unserem Dasein, und damit bleibt der innere Schrecken

* Martin Heidegger: „Gesamtausgabe. Band 29/30: Die Grundbegriffe der Metaphysik. Welt-Endlichkeit-Einsamkeit". Vittorio Klostermann, Frankfurt; 544 Seiten; 98 Mark.

SACHBÜCHER

1	**Scholl-Latour: Mord am großen Fluß** DVA; 39,80 Mark	(1)
2	**Ditfurth: So laßt uns denn ein Apfelbäumchen pflanzen** Rasch und Röhring; 39,80 Mark	(2)
3	**Iacocca: Iacocca – Eine amerikanische Karriere** Econ; 39,80 Mark	(3)
4	**Aust: Der Baader Meinhof Komplex** Hoffmann und Campe; 39,80 Mark	(4)
5	**Postman: Wir amüsieren uns zu Tode** S. Fischer; 25 Mark	(5)
6	**Valérien: Fußball-WM '86 Mexiko** Südwest; 34 Mark	(9)
7	**Konzelmann: Allahs neues Weltreich** Herbig; 44 Mark	(10)
8	**Wallraff: Ganz unten** Kiepenheuer & Witsch; 19,80 Mark	(7)
9	**Beckenbauer: Fußball-WM Mexiko 1986** Mosaik; 36 Mark	(6)
10	**Watzlawick: Anleitung zum Unglücklichsein** Piper; 19,80 Mark	

Fachmagazin „Buchreport"

aus", er erst gibt „dem Dasein seine Größe". Was also ist zu tun? „Eine allgemeine Verbrüderung im Unwesentlichen" – auf deutsch: die Grundrechte und der Grundkonsens liberaler Verfassungen – hilft zu nichts. Es gilt vielmehr, wieder dem „Geheimnis seines Daseins" zu begegnen. Das ist natürlich „dem heutigen Normalmenschen und Biedermann" nicht möglich, dem wird dabei „zuweilen vielleicht schwarz vor den Augen", der klammert sich deshalb „um so krampfhafter an seine Götzen".

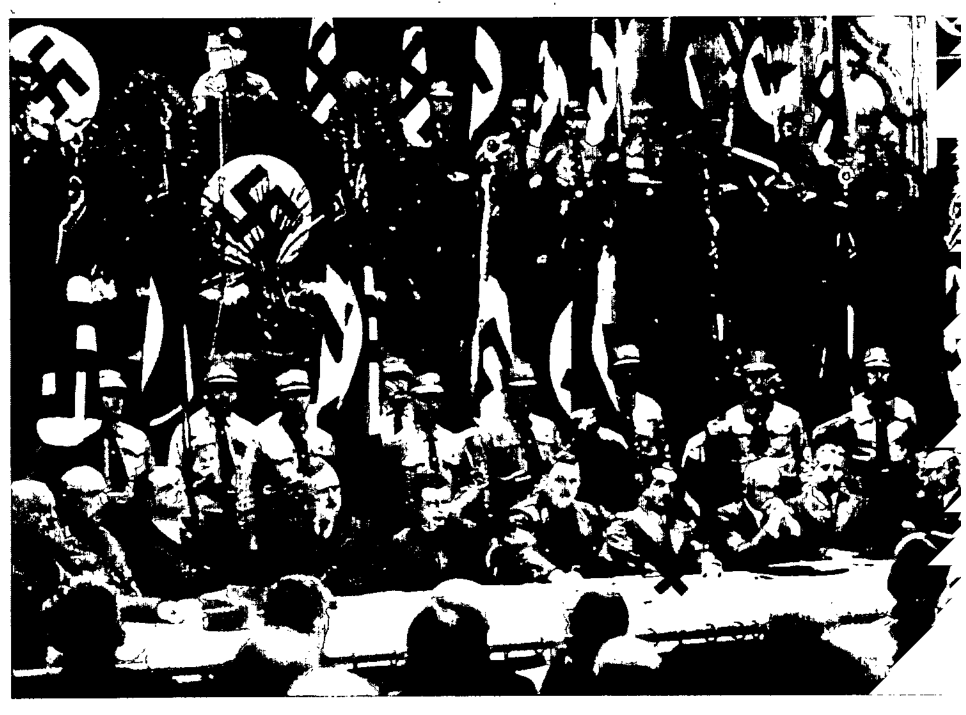
Doch die anderen, die inkünftig auserwählten Geheimnisträger, was müssen sie samt ihrem Katheder-Propheten tun? Heidegger wußte darauf schon im Winter 1929/30 die passende Antwort: „Wir müssen erst wieder rufen nach dem, der unserem Dasein einen Schrecken einzujagen vermag."

Der kam auch: Zuerst der Gerufene – und dann der Terror. Doch Heidegger hielt Hitler 1933 für den Telepathen des deutschen Seins- und Geschichtsgeschicks, für die Ernte der ganzen Zeit.

Als Freiburger Universitätsrektor strebte er danach, Rektor aller Rektoren, „Führer der Führer", so der Freiburger Sozialhistoriker Hugo Ott**, zu sein: eine Art Plato, scheint es, der neudeutsch-revolutionären Tyrannis, nicht gerade der Tyrann des Führers, aber doch der Führer des Tyrannen.

Schon am 13. Mai 1933 beklagte sich der Freiburger Nationalökonom Walter Eucken bei Prorektor Josef Sauer (wie aus dessen Tagebuch hervorgeht), Heidegger „fühle sich offenbar als der . . . geistige Führer der neuen Bewegung, als der einzige große und überragende Denker seit Heraklit".

Ott stellt daher die wohl entscheidende Frage, wie denn unter dem Rektor Heidegger das „praktische Besorgen" der von ihm beanspruchten „geistigen Führerschaft", wie also dessen Hochschulpolitik ausgesehen habe.



Rektor Heidegger (x) 1933*: „Kraft und Macht sind nie zu ersetzen"

Immerhin setzte Heidegger laut Ott im Musterländle Baden eine neue vorläufige Hochschulverfassung nach dem Führerprinzip durch. Diese Verfassung sah vor, daß jeder Rektor vom Kultusminister zum „Führer der Universität" mit unbegrenzter Amtszeit ernannt werden sollte (was auch bei Heidegger geschah). Damit entfielen die Mitsprache- und Wahlrechte der Universitätsgremien.

„Finis universitatum (das Ende der Universitäten)!" schrieb Prorektor Sauer in sein Tagebuch. „Und das hat uns dieser Narr von Heidegger eingebrockt, den wir zum Rektor gewählt haben, daß er uns die neue Geistigkeit der Hochschulen bringe. Welche Ironie!"

Heidegger mußte jedoch bald erkennen, daß die Partei ihn nur als nützlichen Idioten benutzte. „Die Übereinkunft zwischen Nationalsozialismus und dem Denken Heideggers konnte nicht währen", schreibt Ott, „wollte Heidegger sich nicht selbst aufgeben."

Ott sieht daher die „politische Philosophie" Heideggers schon 1934 als gescheitert an. Pöggeler hingegen macht Heideggers Lust am tragischen Untergang für eine verhängnisvolle Weiterentwicklung seines Denkens verantwortlich: „Treten nicht jene Leitvorstellungen, die Heidegger in die Nähe des Nationalsozialismus führten, nur um so schroffer heraus, je mehr Heidegger im Nationalsozialismus eine Verteufelung erkennt?" Auch in den Kriegsjahren, so Pöggeler, habe Heidegger am metaphysischen Vorrang der Deutschen – er sah in ihnen das Hölderlin-Volk der Dichter und Denker – „gegen die Kleingeisterei der modernen Welt" festgehalten.

In Heideggers „Parmenides"-Vorlesung 1942/43 heißt es, das geschichtliche Volk (der Deutschen) habe schon gesiegt und sei unbesiegbar, „wenn es das Volk der Dichter und Denker ist, das es in seinem Wesen bleibt, solange es nicht der . . . Abirrung von seinem Wesen" zum Opfer falle.



Philosoph Heidegger (r.) 1966*: „Die ‚Öffentlichkeit' ist doch das Fragwürdigste"

* Oben: Leipziger Wahlkundgebung der deutschen Wissenschaft am 11. November. Rechts neben Heidegger: Kunsthistoriker Wilhelm Pinder, Berliner Rektor Eugen Fischer, Chirurg Ferdinand Sauerbruch; unten: beim SPIEGEL-Gespräch mit Rudolf Augstein (l.) und Heidegger-Freund Heinrich W. Petzet.

** Hugo Ott: „Martin Heidegger als Rektor der Universität Freiburg 1933/34". In: „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", Bd. 132 (1984).

Als sich die Wahrheit über den Völkermord herausstellte und das Volk der Dichter und Denker wahrhaftig von seinem Wesen abgeirrt war, da sprach Heidegger nach der ungedruckten Erstfassung eines 1949 öffentlich gehaltenen Vortrages den schlimmen, alles nivellierenden, alles entschuldigenden Satz**: „Ackerbau ist jetzt motorisierte Ernährungsindustrie, im Wesen das Selbe wie die Fabrikation von Leichen in Gaskammern und Vernichtungslagern, das Selbe wie die Blockade und Aushungerung von Ländern, das Selbe wie die Fabrikation von Wasserstoffbomben."

Schon der Anspielung Heideggers auf den Spanischen Bürgerkrieg, Kennzeichen des „Nihilismus" sei nicht die Zerstörung von Kirchen und Klöstern und das Hinmorden von Menschen, hatte Pöggeler entgegnet: „Hätte ein Philosoph aber nicht Anlaß, sich darauf zu besinnen, ob es Menschenrechte gebe – ein zu verteidigendes Recht auf Leben, auf Glaubensfreiheit und so fort?"

In einer Logik-Vorlesung hatte der junge Heidegger 1925 davon gesprochen, der Philosoph müsse sich die Möglichkeit des Irrtums zumuten: „Dieser Mut zum Irrtum besagt nicht nur, Mut ihn zu ertragen, sondern weit mehr: Mut ihn einzugestehen . . ."

Doch seinem Freund Kästner hatte Heidegger 1966 noch ein zweites Mal Valéry zitiert: „Für einen genügend weit entfernten Augenzeugen schlägt die Beschimpfung nicht dort ein, wohin sie gezielt ist: *jeder ausgespieene Auswurf beschreibt eine geschlossene Kurve.*"

Wem jeder Anwurf zum Auswurf wird, wer jeden Vorwurf als Beschimpfung abtut, wer sich für den Augenzeugen hoch über den Irrungen und Wirrungen der Welt hält, der kann Irrtümer nicht eingestehen.

Doch Ute Guzzoni versucht zu erklären, warum es Heidegger nicht möglich gewesen sei, nach 1945 „die Schuld seines Irregehens von 1933 einzubekennen". Heideggers Haltung sei „eine – vielleicht letztlich gläubig zu nennende – Hinnahme des Zugeschickten", des sogenannten Seinsgeschicks gewesen.

Eine durchaus weitergehende Bilanz jedoch zieht Max Müller – dem Heidegger noch 1937 durch den schönen Gutachter-Satz, Müller sei „diesem Staat gegenüber negativ eingestellt", den Zugang zur Dozentur bis 1945 verbaut hatte. Müller, der sich nach dem Krieg Heidegger wieder genähert hatte, urteilt über ihn, seine „‚antidemokratische' Einstellung" habe Heidegger wohl niemals preisgegeben.

Und über Heideggers politische Verstrickung befindet Müller: „Das Denken ist nur dann Denken im Heideggerschen Sinne, wenn es in der Antwortlosigkeit verharrt. Für mich steckt darin dann doch ein gewisser . . . ‚Nihilismus'. Dieser führt dazu, daß der so antwortlos Denkende dann auch im Politischen der Verantwortung ausweicht. Das wollte Heidegger nicht und hat es letzten Endes doch getan."

Wenn schon „Einblick in das was ist", dann auch in Heideggers Feigheit, verantwortlich zu sein. *Rudolf Ringguth*

** Mitgeteilt von Wolfgang Schirmacher in „Technik und Gelassenheit" (Karl Alber, Freiburg).

KUNSTBETRIEB

Liebe zu Stürmen

Wirbel um den populären US-Maler Andrew Wyeth: Pikante Spekulationen machen seine lange geheimgehaltenen „Helga"-Bilder zum Medienereignis.

Auf seinen Bildern ist die Welt noch heil, sind die Menschen sauber und friedlich und die Grashalme zu zählen. Wenn der Amerikaner Andrew Wyeth, 69, zum Pinsel greift, erstarrt das Leben auf dem Lande zum zeitfernen Idyll und nimmt die nostalgisch-bräunliche Tönung alter Photos an.

Wieviel das seinen Mitbürgern bedeutet, kann Wyeth nicht nur nach Verkaufserlösen (Auktionsrekord für ein Bild: 420 000 Dollar) und dem Besucheransturm auf seine Ausstellungen beziffern (1976 in New York: fast 400 000).

Längst hat er es auch aus berufenem Munde hören dürfen: Als 1970 Präsident Nixon den Künstler im Weißen Haus seine Werke zeigen ließ, rechtfertigte er die beispiellose Ehre damit, Wyeth habe zielsicher „das Herz Amerikas" getroffen.



Ehepaar Wyeth: Neugier angeheizt

So muß es wohl sein. Anders wäre die Aufregung gar nicht zu erklären, mit der die Nation dieser Tage ein bisher unbekanntes Konvolut von Wyeth-Werken zur Kenntnis nimmt: Seit vorletzte Woche die New Yorker Zeitschrift „Art & Antiques" den Knüller ihrer September-Ausgabe enthüllte, haben andere Medien ganze Reportertrupps ausgesandt, um Näheres zu erkunden. Die „New York Times" berichtete fast täglich, die Magazine „Time" und „Newsweek" machten das Sujet zum Titel-Thema.

Dafür ist es auch schönstens qualifiziert. Nicht nur geben die 240 Gemälde und Zeichnungen aus eineinhalb Jahrzehnten der großen Wyeth-Gemeinde Gelegenheit, sich neuerlich an der pingeligen und keimfreien Sentimentalität des Meisterillustrators zu begeistern. Vielmehr setzten sie gleich auch pikante Spekulationen über den Zusammenhang von Schöpferkraft und Mannestrieben frei. Denn dargestellt ist – häufig nackt – eine blonde Frau, über die der Maler nicht mehr verraten wollte, als daß sie „Helga" heiße. Sogar Ehefrau Betsy, zugleich Wyeths Managerin, gibt an, die Geheimnisvolle nicht zu kennen; bis

* © 1986 Leonard E. B. Andrews.



„Helga"-Aquarell von Wyeth (1973)*: „Viele Millionen Dollar"

Unter Benutzung tatsächlicher Begebenheiten habe Liliana Cavani („Der Nachtportier") diesen Film frei erfunden, teilt United Artists uns am Schluß mit, und das ist in Worten noch einmal das, was der ganze Film ist: eine faule Ausrede.

Man würde gar nicht über den Film reden, wenn man die Wahrheit gegen ihn ins Feld zu führen versuchte; denn seine einzige Wahrheit ist, daß eine Nackte eben eine Nackte ist, ob sie nun Lou oder Dominique Sanda heißt (an ihrer Nacktheit lernt man Kleider schätzen). Der Film ist sehr kostspielig ausgestattet und wunderbar photographiert, zugegeben; aber ein an den Schamhaaren herbeigezogener toter Philosoph stinkt am Ende eben doch.

PHILOSOPHEN

Macht des Denkens

Heidegger-Zeitgenossen — darunter Buber, Bultmann, Marcuse, Picht und Weizsäcker — äußern sich strittig über Person und Denken des Philosophen.

Das ist Philosophie. Ich verstehe kein Wort. Aber das ist Philosophie." Diesen ziemlich erstaunlichen Dreier-Satz notierte sich der junge Physiker Carl Friedrich Freiherr von Weizsäcker, als er Ende der dreißiger Jahre zum erstenmal Martin Heidegger in einer Vorlesung gehört hatte. Zwar war er tief beeindruckt — offenkundig jedoch nicht so sehr durch den Inhalt als vielmehr durch den Denkstil Heideggers.

Tatsächlich muß Heidegger beim Vortragen auch auf Hörer, die ihn gar

* Von Hans Wimmer.



Heidegger-Porträtmaske*
„Warum ist er so böse?"

nicht oder nur schwer verstanden, überwältigend gewirkt haben. So berichtet Georg Picht, heute Theologie-Ordinarius in Heidelberg, daß er als 18jähriger Student vor Heidegger Angst gehabt und daß Heidegger auch bei anderen Studenten „Angst erzeugt" habe. „Wenn er den Hörsaal betrat", schreibt Picht, „traf mich die Macht des Denkens als eine sinnlich fühlbare Gewalt."

Weizsäckers und Pichts Notizen gehören zu einem Sammelband von Heidegger-Erinnerungen, der Ende Oktober bei Günther Neske in Pfullingen erschienen ist*. 39 Autoren — Deutsche, Franzosen, Chinesen, Japaner und Amerikaner, Professoren, Pastoren und Journalisten — berichten darin über ihre Erlebnisse mit dem im Mai vorigen Jahres verstorbenen Philosophen, dem „größten unserer Zeit", wie damals die Pariser Tageszeitung „Le Monde" schrieb.

Daß Heidegger ein „Großer" sei, wurde, kaum daß er die akademische Bühne betreten hatte, für bewiesen erachtet. 1923 kam er, damals 34 Jahre alt, nach Marburg. Den Studenten erschien er — so der spätere Professor Ernst Fuchs — wie ein „neuer Plato". In Scharen verließen sie Nicolai Hartmann, der bis dahin der philosophische Platzhirsch gewesen war.

Worauf die Wirkung Heideggers auf Studenten eigentlich beruhte, wird auch nach Veröffentlichung des Neske-Bandes umstritten bleiben. Doch fast alle darin zu Worte kommenden Zeugen seiner Lehrtätigkeit verzeichnen den „bohrenden Ernst" seines Vortrages und die Tatsache, daß etwas Furchtgebietendes dabei von ihm ausging. Einige seiner Hörer versuchten sogar, sich solcher Gefühle durch Ironie und Witzeleien zu erwehren. Doch soll solche Abwehr nur wenigen gelungen sein.

Diese Gefühlslage zwischen Verehrung, Spott und Empörung hat auch Hermann Heimpel beschrieben, der später berühmt gewordene Göttinger Historiker: „Man wollte aufmucken: warum ist er so böse?, und gab sich gefangen: man sah nur noch die unerbittliche Stirn, das grausam-ernste Gesicht, die roten Ohren, in denen es glühte wie in Platons Höhle." Doch auch für den widerspenstigen Heimpel blieb Heidegger am Ende „der" Philosoph.

Zu den ungelösten Rätseln der Figur Heideggers gehört auch die Tatsache, daß er — den man in Deutschland gerne als provinziell verspottete — im romanischen und fernöstlichen Ausland zu großem Ansehen gelangte. Auch moderne Künstler und Schriftsteller unterhielten mit ihm freundliche Beziehungen — so der spanische Bildhauer Eduardo Chillida, so der französische Lyriker René Char, so auch Georges Braque und Hans Arp. Viele indische Philosophen und japanische Zen-Professoren schrieben über ihn. Mit dem Chinesen Chang — einem Professor der Universität Hawai und Mitverfasser des Neske-Bandes — erörterte er „the development of the philosophy of lichtung", also (in Anlehnung an Heideggers Sprechweise gesagt) die Philosophie der sich offenbarenden Wahrheit.

Heideggers Verhältnis zu jüdischen Denkern ist seit 1933 — seit Heideggers damaligem Rektorat an der Freiburger Universität — ein Thema der chronique scandaleuse der Philosophie. Der Neske-Band enthält dazu einige Beiträge — darunter den Hinweis des Düsseldorfer Philosophen Professor Biemel, wonach sich im Husserl-Archiv in Löwen Zettel gefunden haben, die beweisen, daß Edmund Husserl auch noch nach 1933 die Bibliothek der Freiburger Universität benutzt hat. Womit belegt wäre, daß Heidegger als Rektor nicht — wie behauptet worden ist — seinem jüdischen Vorgänger Hausverbot erteilt hat.

Bemerkenswert ist auch ein Beitrag, in welchem der Heidelberger Publizist Fischer-Barnicol berichtet, was ihm Martin Buber über sein Zusammentreffen mit Heidegger auf der Bodensee-Insel Mainau im Jahre 1957 erzählt hat. Laut Buber hätten sie, Heidegger und er, „rückhaltlos aufeinander" eingeredet, „auch Heidegger mit beiden Händen", wobei sie einen „Anblick à la Rumpelstilzchen" geboten hätten: „zwei alte, springlebendige Zwerge im Grünen, Gnome mit viel zu großen Köpfen".

Manche Juden aber mißbilligten Bubers versöhnliche Haltung. Buber selbst berichtet, man habe ihm „bitter übel genommen, daß ich in einem Atemzug von Kant, Hegel und Heidegger gesprochen habe".

Völlig unerbittlich zeigt sich Herbert Marcuse, der seinen Beitrag mit einem lapidaren Wort überschrieben hat: „Enttäuschung". Marcuse war Senior-Student Heideggers und verließ Freiburg im Januar 1933. In seinem kurzen Aufsatz gesteht er, daß er vor 1933 keine „Affinität" zwischen Heideggers Philosophie und seiner „Beziehung zum Nazismus" habe feststellen können. Gleichwohl scheint es ihm heute „schamlos, Heideggers Bekenntnis zum Hitlerregime als (kurzen) Fehltritt oder Irrtum abzutun".



Maler Braque, Denker Heidegger (1955): „Sinnlich fühlbare Gewalt"

Heidegger hat niemals in bezug auf sein Verhältnis zum Nationalsozialismus ein „massives Bekenntnis des eigenen Irrtums" abgegeben, auch nicht in dem nachgelassenen SPIEGEL-Gespräch (Heft 23/1976) — was Professor von Weizsäcker in seinem Beitrag bedauert.

Wie schwer es aber Heidegger fiel, sich zu diesem Punkt zu äußern, ist einem Bericht des Theologen Rudolf Bultmann zu entnehmen, den Fischer-Barnicol referiert. Demzufolge empfahl Bultmann nach dem Kriege seinem Freund Heidegger, er möge, wie einst Kirchenvater Augustin, als er dem Heidentum absagte, „Retractationes" schreiben, also schriftlich widerrufen.

Doch an dieser Stelle wurde, berichtet Bultmann, Heideggers Gesicht „zu einer steinernen Maske. Er ging, ohne noch etwas dazu zu sagen . . ." ◆

* Günther Neske (Hrsg.): „Erinnerungen an Martin Heidegger". Verlag Günther Neske, Pfullingen; 320 Seiten; 32 Mark.

DDR dabei an so mancherlei denken müsse. Mag sein, aber das eigentliche Problem des Buches liegt nicht darin, daß sich solche Bilder gleichen, sondern daß sich die Nelly Jordan von heute, die Verfasserin von „Kindheitsmuster“, im wesentlichen gleich verhält wie das Kind Nelly Jordan von damals. Freiwillige Selbstkontrolle in beiden Fällen. Diesmal ein Erinnern mit beschränkter Haftung.

Weshalb die meisten Figuren dieses „Romans“ mit Notwendigkeit als Schemen wirken müssen. Sie werden für die Komposition des Romans gebraucht, doch mit Hilfe von Selbstkontrolle daran gehindert., sich frei zu entfalten. Nur die Frauen haben stärkere Kontur: die Mutter Charlotte Jordan, dann die Tochter Lenka. Die Beziehung zwischen Mutter und Tochter zeigt, was Christa Wolf, ohne ihren Mut zum Verschweigen, hätte schreiben können. Diese Tochter Lenka ist eine Möglichkeitsgestalt: als Synthese aus Nelly I und Nelly II. Als Darstellung eines jungen Menschen, der die Augen nicht niederschlagen will.

Übrigens: Hermann Kant — wer sonst? — hat öffentlich erklärt: Für dieses Buch von Christa Wolf wird man kämpfen dürfen. Gegen wen denn kämpfen? Er soll Christa Wolf nicht für sich reklamieren. Noch besteht ein Unterschied zwischen dem Verschweigen der gewußten Wahrheit und dem Sagen der gewußten Unwahrheit.

PHILOSOPHEN

Ratlos war ich

Heideggers Beziehungen zum Nationalsozialismus werden durch eine erst jetzt veröffentlichte Aufzeichnung von Karl Jaspers erneut ins Gespräch gebracht.

Über 20 Jahre lang blieb die „Philosophische Autobiographie“ von Karl Jaspers ein Torso. 1956 hatte sie Piper herausgebracht, aber es fehlte darin ein wichtiges Kapitel, auf das die philosophisch Interessierten in Deutschland seit langem gespannt warteten: das Kapitel, in dem Jaspers über sein Verhältnis zu Martin Heidegger berichtet.

Beraten von seiner Frau Gertrud und Freunden, hatte Jaspers damals den Abdruck dieses Manuskript-Teils zurückgestellt. Tatsächlich blieb das Kapitel auch nach Jaspers' Tod 1969 und auch noch nach dem Tod seiner Frau 1974 ungedruckt. Erst nachdem am 26. Mai vorigen Jahres auch Heidegger gestorben war, fiel die von Jaspers festgelegte Sperre. Ende März veröffentlichte nun Piper einen Neudruck der Jaspers-Selbstbiographie — mit dem Heidegger-Kapitel*.

Jaspers' Entscheid, das Kapitel über Heidegger bis zu dessen Tod un-

* Karl Jaspers: „Philosophische Autobiographie“. R. Piper & Co. Verlag, München; 136 Seiten; 10 Mark.

Bestseller

	BELLETRISTIK		SACHBÜCHER	
1	**Palmer: Der rote Rabe** Droemer; 29,80 Mark	(1)	**Sheehy: In der Mitte des Lebens** Kindler; 29,80 Mark	(2)
2	**Jong: Angst vorm Fliegen** S. Fischer; 29,80 Mark	(2)	**Däniken: Beweise** Econ; 28 Mark	(3)
3	**Kishon: In Sachen Kain und Abel** Langen-Müller; 22 Mark	(3)	**Berlitz: Das Bermuda-Dreieck** Zsolnay; 25 Mark	(1)
4	**Kunze: Die wunderbaren Jahre** S. Fischer; 18 Mark	(4)	**Schreiber: Die Krise in der Mitte des Lebens** C. Bertelsmann; 29,80 Mark	(4)
5	**Ullmann: Wandlungen** Scherz; 28,50 Mark	(7)	**Gruhl: Ein Planet wird geplündert** S. Fischer; 19,80 Mark	(7)
6	**Wallace: Geheimakte R** Lübbe; 30 Mark	(6)	**Hackethal: Auf Messers Schneide** Rowohlt; 18,50 Mark	(5)
7	**West: Insel der Seefahrer** Droemer; 29,80 Mark	(8)	**Fromm: Haben oder Sein** DVA; 22 Mark	(9)
8	**Canetti: Die gerettete Zunge** Hanser; 34 Mark	(5)	**Ditfurth: Der Geist fiel nicht vom Himmel** Hoffmann und Campe; 34 Mark	(6)
9	**Ajar: Du hast das Leben noch vor dir** S. Fischer; 26 Mark		**Maser: Nürnberg** Econ; 38 Mark	(10)
10	**Forbes: Nullzeit** Schröder; 28 Mark	(9)	**Gordon: Lehrer-Schüler-Konferenz** Hoffmann und Campe; 22 Mark	

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport“.

ter Verschluß zu halten, hat nicht wenig zum Entstehen wilder Vermutungen beigetragen. Mancherorts erwartete man sensationelle Enthüllungen, insonderheit über Heideggers Verhältnis zum Nationalsozialismus.

Interessierte dieser Art werden nach der Lektüre enttäuscht sein. Im großen und ganzen bestätigt das von Jaspers Anfang der fünfziger Jahre niedergeschriebene Kapitel das Bild, das Heidegger selbst in seinem nachgelassenen SPIEGEL-Gespräch (SPIEGEL 23/1976) von seinen nationalsozialistischen Beziehungen entworfen hat. Auch Heideggers Darlegungen über sein Verhältnis zu seinem jüdischen Lehrstuhl-Vorgänger Edmund Husserl und zu dem mit einer Jüdin verheirateten Karl Jaspers werden durch die Aufzeichnung von degger, der immerhin schon zu den großen Hoffnungen der deutschen Philosophie zählte, ein „phänomenologisches Kind". Andererseits mokierten sich die beiden Jüngeren Heidegger und Jaspers — jedenfalls nach der Erinnerung von Jaspers — über „etwas Kleinbürgerliches, etwas Enges" bei den Husserls. Jaspers vermißte bei dem Begründer der Phänomenologie „Kraft und Größe" und den „Sinn für Noblesse".

Ob das auch für Heidegger wirkliche Gründe gewesen seien, mag zweifelhaft sein. Andererseits gab es zwischen ihm und Husserl spätestens seit Erscheinen von Heideggers Hauptwerk „Sein und Zeit" (1927) philosophische Differenzen. Jaspers spielt hierauf in seiner Biographie an und behauptet, er



Heidegger-Kritiker Jaspers: „Er schien ein Freund"

Jaspers selbst allenfalls geringfügig und dann auch noch meist im positiven Sinn korrigiert.

Was Husserl angeht, hatte Heidegger in dem 1966 geführten SPIEGEL-Gespräch sich selbst „menschlichen Versagens" bezichtigt (vor allem, weil er dem Begräbnis Husserls 1938 ferngeblieben war). Im übrigen aber leugnete er, daß zwischen Husserl und ihm aus rassistischen Gründen eine Entfremdung eingetreten sei.

Jaspers' Darstellung widerspricht dem nicht. Er läßt vielmehr durchblikken, daß die Beziehungen zwischen den Familien Husserl und Heidegger aus ziemlich alltäglichen Gründen von Anfang an nicht gerade glücklich waren, woran — laut Jaspers — Frau Husserl nicht ganz schuldlos war. So nannte sie bei der Geburtstagsfeier Husserls 1920 in Freiburg, an der auch Jaspers teilnahm, den jungen Privatdozenten Hei- habe Heidegger eines Tages vorgeworfen, daß dieser einerseits von Husserl „mit Verachtung" spreche, andererseits jedoch ebendemselben „Sein und Zeit" gewidmet habe.

Bei dieser von Jaspers angezettelten Stichelei ging es offenkundig weniger um das Verhältnis Heidegger—Husserl als vielmehr darum, daß Jaspers seinem Freund Heidegger den Vorwurf der Unaufrichtigkeit machen wollte.

Das ist denn auch ein Vorwurf, der sich durch die ganze Heidegger-Darstellung Jaspers' zieht. Jaspers und Heidegger hatten sich 1919 kennengelernt. Obwohl im Anschluß hieran die Heideggers häufig die Familie Jaspers in Heidelberg besuchten, schlichen sich bald zwiespältige Gefühle ein. Einerseits gesteht Jaspers, daß ihn und Heidegger etwas „Gemeinsames" bewegt habe: das Gefühl, daß „eine Umkehr nötig sei" — und daß dieses „Gemein-

same" für ihn, Jaspers, immer eine „Wahrheit" geblieben sei.

Andererseits aber entdeckte Jaspers schon in den zwanziger Jahren an Heidegger „etwas anderes, Unbestimmbares", das „schwer zu ertragen" war. „Er schien ein Freund", schreibt Jaspers, „der einen verriet, wenn man abwesend war . . ."

Eine sehr merkwürdige Reaktion löste Heideggers „Sein und Zeit" bei Jaspers aus. Einerseits lobte er das Werk, mit dem sein Freund Epoche machte, in überschwenglichen Worten: „Jetzt sah ich ein Werk, das durch Intensität der Ausarbeitung, Konstruktivität der Begrifflichkeit, Treffsicherheit eines oft erleuchtenden, neuen Wortgebrauchs sofort Eindruck machte." Andererseits bekundete er, zwei Zeilen darunter, kalte Verächtlichkeit: „Ich freute mich über die Leistung des mir verbundenen Mannes, war aber unlustig, sie zu lesen, blieb bald stecken, weil Stil, Gehalt, Denkungsart mich nicht ansprachen."

Auch andere Stellen des Heidegger-Kapitels machen deutlich, daß die beiden Existenzphilosophen sich einander aus philosophischen und menschlichen Gründen fremd geworden waren. Politik hatte dabei keine Rolle gespielt.

Im Rückblick auf die Zeit von Hitlers Machtübernahme schreibt Jaspers: „Nichts hatte Heidegger mir berichtet von seinen nationalsozialistischen Neigungen vor 1933", und: „Ratlos war ich." Noch zweimal besuchte Heidegger die Familie Jaspers, und erst dabei kam Hitler zur Sprache.

Bei einem dieser Besuche provozierte Jaspers seinen Gast mit der Frage: „Wie soll ein so ungebildeter Mensch wie Hitler Deutschland regieren?" Darauf habe Heidegger geantwortet: „Sehen Sie nur seine wunderbaren Hände an!"

Bei derselben Gelegenheit kam Jaspers auf die nationalsozialistische Behauptung einer jüdischen Weltverschwörung zu sprechen, auf den „bösartigen Unsinn von den Weisen von Zion". Laut Jaspers antwortete hierauf Heidegger, es gebe „doch eine gefährliche internationale Verbindung der Juden".

Heidegger hat den biologischen Rassismus der Nationalsozialisten immer abgelehnt. So leugnete er auch im SPIEGEL-Gespräch, daß es zwischen ihm und Jaspers wegen dessen jüdischer Frau zu einer Entfremdung gekommen sei, und versuchte den Eindruck zu erwecken, als ob es da überhaupt keine Störung gegeben habe.

Heidegger hatte im Hause von Gertrud Jaspers von der „gefährlichen internationalen Verbindung der Juden" gesprochen. Gleichwohl war Heidegger kein Antisemit. Dies war jedenfalls der Eindruck von Vertrauten Heideggers aus den dreißiger Jahren, die dessen Neigung zu Hitler einzig und allein aus seiner Furcht vor dem Kommunismus erklärten.

In einem Brief an den SPIEGEL hat der Frankfurter Publizist Dr. Hermann Mörchen, 70, eine Tagebuch-Eintragung mitgeteilt, in der er über einen Silvester-Besuch 1931 bei den Heideggers auf deren Hütte bei Todtnauberg berichtet. Mörchen notierte sich damals: „Verstehen tut er nicht viel von Politik, und so läßt ihn wohl wesentlich sein Abscheu vor aller mittelmäßigen Halbheit von der Partei (der NSDAP) etwas erhoffen . . . Nur durch eine solche (Hitlersche) Diktatur sei die schlimmere kommunistische, die alle individuelle Persönlichkeitskultur und damit alle Kultur im abendländischen Sinne vernichte, überhaupt zu vermeiden." ◆



Philosoph Husserl
„Etwas Kleinbürgerliches, Enges"



Husserl-Nachfolger Heidegger
„Etwas anderes, Unbestimmbares"

Zeiten die Vereinigten Staaten heimsuchte. Die Bauindustrie wuchs, nach der Nahrungsmittelindustrie, zur zweitgrößten Branche der USA. Allerorten wurden alte Wolkenkratzer abgerissen und neue errichtet — fast stets in austauschbarer Gleichförmigkeit.

Besonderen Anteil an diesem Boom hatte das größte und einflußreichste US-Architekten-Büro „Skidmore, Owings & Merrill", das beispielsweise das förderturmartige „John Hancock Building" in Chicago (345 Meter) ausgeheckt und dessen Chef-Designer Gordon Bunshaft bereits das berühmte Lever-House in New York entworfen hatte.

Bunshaft war es aber auch, der nun (zum Leidwesen der New Yorker Planungsbehörde) die Variante fand: Seine zwei jüngsten Bürohochhäuser in Manhattan sehen aus wie Matrosenhosen — unten ausgestellt.

Zwar befolgte auch Bunshaft bei den beiden Büro-Neubauten die Nutzungsbestimmungen für City-Grundstücke (wonach auf einer bestimmten Grundfläche nur eine bestimmte Baumasse errichtet werden darf) — aber seine Gebäude sind nicht kasten- und stufenförmig, sondern dem Eiffelturm vergleichbar konzipiert: Aus breiter Basis verjüngen sich die Hochhäuser nach oben hin.

Das trug ihm nicht nur Lob von Kollegen ein (Architekt Wallace Harrison: Das Konkav-Rezept gebe den Bauten einen Zug „natürlicher Geschmeidigkeit" und suggeriere „zusätzliche Höhe durch perspektivische Verzerrung"), sondern auch Kritik von den Behörden — so rügt die New Yorker Planungsbehörde, daß die neuen Bauten aus der Reihe der Fluchtlinien tanzten.

„Die Straße sieht aus", so der auf Ordnung bedachte New Yorker Stadtplaner Jaquelin Robertson über die durchbrochene Front, „als hätte man ihr ein paar Zähne ausgeschlagen."

Nicht nur die Straßenflucht, sondern sogar ihre ganze Stadtsilhouette sehen unterdes die Behörden von San Francisco gefährdet — durch ein neues Hochhaus, das der Architekt William Pereira im Zentrum der kalifornischen Metropole errichtete.

Für den Gemischtwaren-Konzern „Transamerica Corporation", der unter anderem Filme, Flugzeuge und Autos verleiht, baute Pereira einen Wolkenkratzer, der das Prinzip der Matrosenhose gleichsam in seiner reinsten Form darstellt:

Auf einem Grundstück von etwa 5000 Quadratmetern ragt das 48stökkige Bürogebäude als schlanke Pyramide weit hinaus über den (relativ niedrigen) Gipfeldurchschnitt der Bürolandschaft von San Francisco. Die Antenne auf der Nadelspitze schwankt in 260 Meter Höhe.

PHILOSOPHEN

Warten auf Gott

Das Denken Martin Heideggers, des berühmtesten lebenden Philosophen, erweist sich auch in der Gottesfrage als Provokation: Er verwirft den Gott der christlichen Theologie ebenso wie den Atheismus.

Ohne ... theologische Herkunft wäre ich nie auf den Weg des Denkens gelangt. Herkunft aber bleibt stets Zukunft", bekannte 1953 Martin Heidegger. Er bestätigte damit nur, was er 1948 gesagt hatte: „Meine Philosophie ist ein Warten auf Gott."

Heideggers Warten auf Gott hat jetzt Helmut Danner, Schüler des Münchner



Theologen-Gegner Heidegger
Provokation für Marxisten

Religionsphilosophen Fritz Leist, in einer Dissertation beschrieben*.

Sein „besinnliches Denken", das den Gott der Theologen und Philosophen ablehnt, ebenso aber auch den Kurzschluß-Atheismus des „rechnenden Denkens" verwirft, versteht Heidegger als „Gelassenheit", als „Mut, die Wahrheit der eigenen Voraussetzungen und den Raum der eigenen Ziele zum Fragwürdigsten zu machen".

Solche Gelassenheit muß auf die Fortschrittsgläubigen der Technischen Welt, zumal auf die sich an Futurologie oder Neo-Marxismus erbauenden Intel-

* Helmut Danner: „Das Göttliche und der Gott bei Heidegger". Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan; 188 Seiten; 28,90 Mark.

lektuellen der Bundesrepublik, als Provokation wirken.

Wer wie die Aktivisten des Fortschritts seine Ziele als unbezweifelbar gewiß vergöttert, mag es sich nun um die technokratische Einrichtung der Welt durch die Wissenschaft oder um ein utopisches Reich der Freiheit ohne Herrschaft, Leid und Gewalt handeln — der muß sich von Heidegger herausgefordert fühlen: Er bietet keine Rezepte, er will nichts herbeizwingen oder unmittelbar bewirken, sondern nur „einige geringe Körner" der Einsicht und Betroffenheit säen, „auch wenn das meiste auf die festgewalzten Fahrbahnen des technischen Vorstellens fällt und dort überfahren wird".

Das Vertrauen Heideggers auf Anspruch und Kraft des wesentlichen Denkens, das seinen Weg geht, auch wenn ihm sein Ziel „verhüllt" bleibt, bewog die ob ihres Kulturteils hochangesehene „Stuttgarter Zeitung", über eine jetzt zum erstenmal gedruckte Heidegger-Vorlesung* aus dem Jahre 1936 zu urteilen: „Es ist immer noch, trotz gegenläufigen Denkmoden, ein Ereignis, wenn wieder ein Buch von Martin Heidegger herauskommt."

Danners Arbeit wird von Heideggers Schelling-Vorlesung ergänzt: Sie zeigt, wie weit sich Heidegger vom „werdenden Gott" des Deutschen Idealismus inspirieren ließ und vom „gewöhnlichen Vorstellen" des Christentums abrückte, einem Gott, den er als „alten Papa mit weißem Bart, der Dinge anfertigt", glossierte. Schelling (1775 bis 1854), den Jugendfreund Hegels und Hölderlins, nannte er denn auch den „eigentlich schöpferischen ... Denker dieses ganzen Zeitalters der deutschen Philosophie".

Aus gläubiger Jugend und christlicher Philosophie gelangte Heidegger im Hauptwerk „Sein und Zeit" (1927) bis zu einer Philosophie der Endlichkeit, die das menschliche Dasein als „Sein zum Tode", als „Geworfenheit", „Verfallenheit" und „Sorge" beschrieb.

Im gleichen Jahr hielt Heidegger jedoch einen (erst 1969 in Frankreich gedruckten) Vortrag, in dem er den Umriß einer Theologie der „Christlichkeit" entwarf. Diese positive Wissenschaft des Glaubens sollte von der Philosophie inhaltlich „absolut verschieden" sein.

Solche Glaubenstheologie sah der junge Heidegger auch als „praktische Wissenschaft": Sie untersucht den gelebten Glauben der christlichen Existenz. So sagte Heidegger: „Nur der Gläubige vermag faktisch als Sünder zu existieren", und über die Sünde meinte er später, sie sei der „Unglaube, der Aufstand gegen Gott als den Erlöser".

Seit seiner Schelling-Vorlesung anerkannte Heidegger keine positive Theologie des Glaubens mehr. Jede christliche Theologie galt ihm fortan als

* Martin Heidegger: „Schellings Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit (1809)". Max Niemeyer Verlag, Tübingen; 240 Seiten; 36 Mark.

„Verchristlichung einer außerchristlichen Philosophie" (der griechischen). Jetzt urteilte er: „Alle Glaubenstheologie ist nur auf Grund der Philosophie möglich, auch dann, wenn sie die Philosophie als Teufelswerk zurückweist" — wie etwa Martin Luther oder Karl Barth.

Unter dem Eindruck beider Weltkriege und ihrer katastrophalen Folgen, unter dem Eindruck der Weltenwende zum technischen Zeitalter verwarf Heidegger immer schärfer jede christliche Theologie. Er sah in ihr nur noch absurde Bequemlichkeit, die mit Gott als etwas „irgendwie Überkommenem" hantierte, mit einem Gott, der zur abstrakten Denk-Sache einer akademisch-gelehrten Beschäftigung geworden war.

Nietzsches Wort „Gott ist tot" galt ihm daher als endgültiges Verdikt über jede moralische, an einem höchsten Wert aufgehängte Ordnung, die von Ideen und Werten her die Welt einrichten und auslegen wollte.

Heidegger sah jedoch Nietzsche nicht als Atheisten, sondern als leidenschaftlichen Gottsucher. So meinte er auch über sein eigenes „gott-loses Denken, das den Gott der Philosophie (und Theologie) ... preisgeben muß", es sei „dem göttlichen Gott vielleicht näher", auf jeden Fall „freier für ihn".

Eben das Christentum beruhte aber für ihn auf dem Versuch der Theologen, *„Gott zum obersten Wert"*, zum höchsten Seienden zu machen und ihn damit zugleich zur Ursache seiner selbst (causa sui) wie alles anderen zu erklären — das aber hieß für Heidegger: Gott zur „ursprünglichsten Sache" herabzusetzen.



Theologen-Gegner Schelling
Anregung für unmodisches Denken

Das Christentum der Theologen verdammte er schließlich sogar als *„die Gotteslästerung schlechthin"* und meinte: „Zu diesem Gott kann der Mensch weder beten, noch kann er ihm opfern. Vor der Causa sui kann der Mensch weder aus Scheu ins Knie fallen, noch kann er vor diesem Gott musizieren und tanzen."

Bestseller

	BELLETRISTIK		SACHBÜCHER	
1	**Forsyth: Der Schakal** Piper; 26 Mark	(1)	**Ceram: Der erste Amerikaner** Rowohlt; 29,80 Mark	(1)
2	**Simmel: Der Stoff aus dem die Träume sind** Droemer; 28 Mark	(2)	**Brown: Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses** Hoffmann und Campe; 29,50 Mark	(3)
3	**Fernau: Cäsar läßt grüßen** Herbig; 19,80 Mark	(3)	**Mehnert: China nach dem Sturm** DVA; 25 Mark	(4)
4	**Das große Heinz Erhardt Buch** Fackelträger; 15 Mark	(4)	**Vilar: Der dressierte Mann** Bertelsmann; 16 Mark	(2)
5	**Howatch: Die Erben von Penmarric** Molden; 28 Mark	(5)	**Keller: Da aber staunte Herodot** Droemer; 25 Mark	(6)
6	**Ortuño: Mein Gefährte ist das Messer** Molden; 26 Mark	(7)	**Golo Mann: Wallenstein** S. Fischer; 38 Mark	(5)
7	**Hayes: Zwei auf der Flucht** S. Fischer; 26 Mark	(9)	**Pörtner: Die Wikinger Saga** Econ; 26 Mark	(7)
8	**Knef: Der geschenkte Gaul** Molden; 26 Mark	(8)	**Killian: Hinter uns steht nur der Herrgott** Kindler; 22 Mark	(8)
9	**Hailey: Räder** Ullstein; 28 Mark		**Bekker: Verdammte See** Stalling; 29,80 Mark	(9)
10	**Böll: Gruppenbild mit Dame** Kiepenheuer & Witsch; 25 Mark	(6)	**Schütz: Die dressierte Frau** Schulz; 14,80 Mark	(10)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Informationsdienst „Buchreport".

Seit seinem kritisch-eigensinnigen Dialog mit den Denkern des Deutschen Idealismus und dem Dichter Friedrich Hölderlin erschien ihm daher in der Schelling-Vorlesung als „viel wesentlichere und weit schwierigere Aufgabe", die „innere Unabhängigkeit des Menschen von Gott" zu begreifen.

Diese Unabhängigkeit beruht, so deutet Heidegger Schelling, auf der abgründigen „Tatsächlichkeit" menschlicher Freiheit, die laut Schelling Freiheit „zum Guten *und* zum Bösen" ist.

Gut und Böse stehen also nicht mehr im Widerspruch und schließen einander aus, sondern sie stehen in polarem Gegensatz und schließen damit — dialektisch — einander ein, sie sind voneinander abhängig.

Diese gegenseitige Implikation, die entscheidende Denkfigur des Deutschen Idealismus, aber auch Hölderlins, beherrschte fortan Heideggers Denken über Gott: Auch Gott und Mensch „brauchen" einander — wenn auch scheinbar nicht der Mensch, der aus abgründiger Freiheit das Böse tut.

Über das Verhältnis von Gott und Mensch heißt es in der Schelling-Vorlesung: „Was ist ein Gott ohne den Menschen? Die absolute Form der absoluten Langeweile. Was ist ein Mensch ohne den Gott? Der reine Wahnsinn in der Gestalt des Harmlosen", der — wie Heidegger später meinte — seine Heimatlosigkeit und Not gar nicht mehr spürt, sondern als scheinbar komfortable „Notlosigkeit" erfährt.

Der Mensch, so schließt Heidegger daher seine Schelling-Vorlesung, muß gegen den „Normalmenschen", der das als „Störung des Daseins schlechthin" empfindet und daher leugnet, in Wahrheit jener „Andere" sein, „kraft dessen der Gott allein sich überhaupt offenbaren kann, wenn er sich offenbart".

Aber diese Offenbarung bleibt für Heidegger seit dem Verschwinden jedes wahrhaft gelebten Glaubens aus. „Der Glanz der Gottheit", schrieb er 1946, „ist in der Weltgeschichte erloschen."

Was für Heidegger bleibt, ist das Fragen als die „Frömmigkeit des Denkens", ist das Zeitalter der „Weltnacht", einer „dürftigen Zeit", in dem die „Heimatlosigkeit des Menschen hinsichtlich seines *Wesens*" durch die „Eroberung der Erde als eines Planeten und den Ausgriff in den kosmischen Raum ersetzt wird" — so Heidegger schon zu Ende des Zweiten Weltkrieges.

Diese „verfestigte Herrschaft der Notlosigkeit" in einer Welt, die ihre eigene Heimatlosigkeit vergessen hat, trieb Heidegger in einem noch unveröffentlichten Gespräch zu dem Satz: „Nur ein Gott kann uns retten."

Noch vor diesem Gespräch jedoch schrieb er über Nietzsches Satz, eigentlich sei nur der „moralische Gott" widerlegt: „Der Gott als Wert gedacht, und sei er der höchste, ist kein Gott. Also ist Gott nicht tot."

PHILOSOPHIE

HEIDEGGER

Die Wacht am Sein

Der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche (1844 bis 1900) verstand unter Metaphysik „die Wissenschaft, die von den Grundirrtümern des Menschen handelt, doch so, als wären es Grundwahrheiten". Er sprach vom „Unsinn aller Metaphysik" und hielt sich für deren Überwinder.

Der deutsche Philosoph Martin Heidegger nennt Nietzsche dagegen den „letzten Metaphysiker des Abendlandes". Diese erstaunliche These hat der 72jährige Freiburger Emeritus Martin Heidegger in seinem neuesten, bisher dicksten Buch ausführlich erläutert*. Es enthält Nietzsche-Vorlesungen aus den Jahren 1936 bis 1940 sowie Abhandlungen und Entwürfe aus den Jahren 1940 bis 1946.

„Metaphysik" war ursprünglich nichts anderes als der Titel einer Sammlung von Abhandlungen des griechischen Philosophen Aristoteles, die Andronikos von Rhodos hinter (meta) dem Band „Physik" einordnete, in dem die naturphilosophischen Betrachtungen des Aristoteles gesammelt sind. Seitdem gilt der Begriff Metaphysik allgemein als Bezeichnung für philosophische Bemühungen, über die Natur hinaus zu fragen und ein gedankliches Bild der Wirklichkeit zu ent rfen, das über Voraussetzungen und Ursachen alles Seins und Denkens Auskunft geben soll.

Das metaphysische Denken kulminiert in Systemen, wie sie Aristoteles (384 bis 322 vor der Zeitrechnung), der scholastische Theologe Thomas von Aquino (1225 bis 1274) und der deutsche Denker Friedrich Hegel (1770 bis 1831) geliefert haben.

Mit Nachdruck distanzierte sich jedoch Nietzsche vom Systemdenken überhaupt; den metaphysischen Denkern des Deutschen Idealismus, Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher, warf er höhnisch vor, sie alle seien „Schleiermacher". Nietzsches ehrgeiziges Ziel war die „Umwertung aller Werte"; insofern nannte er sein Denken sogar „nihilistisch".

Obschon Nietzsche zwar die geschichtlichen Konsequenzen des Nihilismus — etwa in der Massengesellschaft — erst noch kommen sah, glaubte er, seine neue Wertsetzung und deren Prinzip, der „Wille zur Macht", hätten den Nihilismus bereits überwunden.

Heidegger unterstellt hingegen, auch Nietzsche sei ein Systemdenker gewesen, und zwar insofern, als auch den Lehren Nietzsches eine verborgene Einheit zugrunde läge. Diese verborgene Einheit, behauptet Heidegger, mache „das Wesensgefüge der Metaphysik Nietzsches aus". Nietzsche deute, meint Denker Heidegger, nach metaphysischer Tradition das Wesen der Wirklichkeit, das bei ihm zum „Willen zur Macht" wurde.

* Martin Heidegger: „Nietzsche". Verlag Günther Neske, Pfullingen; zwei Bände, 1148 Seiten; 68 Mark.



Philosoph **Nietzsche**
Aus dem Klaren ...



Philosoph **Heidegger**
... ins Dunkle

Alle Metaphysik, sagt Heidegger, beginne mit Platon (427 bis 347 vor der Zeitrechnung) und sei in ihrem Wesen „onto-theologisch", das heißt, sie setze Gott als Quelle des Seins und mache eine übersinnliche Welt der Ideen und Werte zum Maßstab der sinnlich wahrnehmbaren Welt.

Nietzsche hat zwar demgegenüber seine Philosophie als „umgedrehten Platonismus" verstanden, der als höchsten Wert das Leben im Diesseits proklamiert („Umwertung aller Werte"). Nietzsche glaubte zum Beispiel, „daß die Verehrung der Wahrheit schon die Folge einer Illusion ist", er behauptete aggressiv, die Wahrheit sei „die Art von Irrtum, ohne welche eine bestimmte Art von lebendigen Wesen nicht leben könnte".

Diese Umkehrung des Platonismus durch Nietzsche, der Ersatz übersinnlicher Maßstäbe durch Maßstäbe aus der sinnlichen Welt, aus dem Diesseits, bleibt aber laut Heidegger auf dem Boden der metaphysischen Denkweise stehen. Auch Nietzsches Auffassung der Wahrheit als „Un-richtigkeit" könne nur dann gedacht werden, wenn „das Wesen der Wahrheit im (metaphysisch-platonischen) Sinne der Richtigkeit festgehalten wird".

Zugleich ist Nietzsche nach Meinung Heideggers auch der erste bewußte Denker des Nihilismus. Der Nihilismus Nietzsches lehne zwar die bereits bestehenden, anerkannten Werte ab, setze aber in der „Umwertung aller Werte" neue an ihre Stelle. So sei das Denken in Werten, das nach Meinung Heideggers alle Metaphysik charakterisiert, keineswegs aufgegeben.

Die Philosophie Nietzsches, meint Heidegger, sei also, eben weil sie herkömmliche Metaphysik darstelle, gar nicht imstande gewesen, das Wesen des Nihilismus zu denken, sie habe deshalb den Nihilismus auch nicht überwinden können.

Die Nietzsche-Interpretation Heideggers ist nur von Heideggers Philosophie her zu verstehen. Heidegger stellt der metaphysischen Denkweise seine eigene „seinsgeschichtliche" Denkweise entgegen. Diese Heideggersche Denkweise wird von der These beherrscht, die Metaphysik habe zwar immer nach dem Wesen der Wirklichkeit und damit nach dem *Sein des Seienden* gefragt, das *Sein als solches* sei jedoch nie in das Blickfeld der metaphysischen Denker getreten.

Der französische Philosoph Descartes („Cogito, ergo sum" — „Ich denke, also bin ich") hat in einem Brief die Philosophie mit einem Baum und die Metaphysik mit den Wurzeln dieses Baumes verglichen. Heidegger schließt an dieses Gleichnis mit der Behauptung an, das „Sein selbst" sei der Boden, der Grund, aus dem sich wiederum die Wurzeln (Metaphysik) des Baumes (Philosophie) nährten.

Da sich die Metaphysik nicht um ihren Nährboden, um ihren Grund gekümmert, sondern ihn — das „Sein selbst" — „ausgelassen" habe, nennt Heidegger das gesamte metaphysische Denken „nihilistisch". Er interpretiert den Nihilismus bei Nietzsche als die Erfahrung, „daß es mit dem Seienden ... nichts ist", und er interpretiert den Nihilismus generell als Erfahrung, „daß es (in der Geschichte der Metaphysik) mit dem Sein ... nichts ist".

Heidegger („Die Metaphysik ist als Metaphysik der eigentliche Nihilismus") findet, „die Metaphysik Platons ist nicht

weniger nihilistisch als die Metaphysik Nietzsches".

Die gesamte Geschichte des metaphysischen Denkens wird damit für Heidegger zur Geschichte des „Nihilismus". Nach Heideggers radikaler Lehre ist jedes Denken „nihilistisch", das sich zwar um das *Sein des Seienden,* nicht aber um das *Sein als Sein* gekümmert habe.

Theologie, Metaphysik und die anderen Wissenschaften sind demnach „nihilistisch", und auch die Logik ist nur eine metaphysische, das heißt ebenfalls nihilistische Auslegung des menschlichen Denkens.

Heidegger, der Verfechter einer „seinsgeschichtlichen" Denkweise, für den „alles Klären ... aus einem Klaren ins Dunkle gehen" muß, hatte schon in seinem Buch „Holzwege" (1950) die — augenscheinlich aus einer Art Privatoffenbarung stammenden — „Winke des Seins" über alle „Beweise des Denkens" gestellt:

„Das Denken beginnt erst dann, wenn wir erfahren haben, daß die seit Jahrhunderten verherrlichte Vernunft die hartnäckigste Widersacherin des Denkens ist."

SCHRIFTSTELLER

SAROYAN

Ihr wißt schon, wer

Das Jahr 1908 war das Jahr nach 1907 und das Jahr vor 1909", erinnert sich der Schriftsteller William Saroyan, der am 31. August 1908 — es war „der letzte Tag des achten Monats im Jahr" — geboren wurde. In seinem neuesten Buch möchte Saroyan amerikanische Leser davon überzeugen, welche Bedeutung diesem Geburtsdatum in der zeitgenössischen Literatur zukommt.

Der seit 1959 in Paris lebende Amerikaner armenischer Herkunft und fleißige Verfertiger von zwei Dutzend mitfühlend skurrilen Schauspielen, Romanen und weit über 2000 Kurzgeschichten hat unter dem Titel „Here Comes There Goes You Know Who" — zu deutsch: „Hier kommt, da geht, ihr wißt schon, wer" — eine „Autobiographie" auf den Markt gebracht*, in der er mit Ausdauer über das Leben meditiert und sein Publikum mit mannigfaltigen Zu- und Abneigungen, mit optimistischen Maximen, mürrischen Reflexionen und verblüffenden Denkübungen vertraut macht.

Für den liebe- und mitleidvollen Porträtisten von Kindern, Straßenmädchen, Landstreichern und armen Poeten, der in seinen Büchern und Dramen nachzuweisen versucht, daß der Mensch gut ist und die Welt noch viel besser sein könnte, sieht das Fazit dieser autobiographischen Forschung so aus: „Ich wurde geschubst, ich schubste, ich schubse, ich werde geschubst... Eine Menge Leute, die geschubst werden, erreichen nicht einmal den folgenden Tag, aber ich habe den folgenden Tag 52 Jahre lang erreicht."

Über die Art, wie Saroyan die folgenden Tage seines Lebens immer wieder zu erreichen vermochte, geben die 52 autobiographischen Kapitel, im Alter von 52 Jahren verfaßt, allerdings nur unzulänglich Auskunft. Wahllos, wie in seinen übrigen Büchern, notiert das „dilettantische Lebewesen" Saroyan im vierten Stock seiner ungeheizten Pariser Wohnung Reminiszenzen an die Kindheit in der kalifornischen Kleinstadt Fresno, an seine armenischen Eltern und an die Badepraktiken der Großmutter, an Lieblingsspeisen und Schulaufsätze, an Aufenthalte im Waisenhaus und an Onkel Aram, der ihm riet: „Wenn du Schriftsteller werden willst, dann schaff' dir ein Bankkonto an



Autobiograph **Saroyan**
8 kommt nach 7 und vor 9

und stelle Schecks aus, dann bist du ein Schriftsteller."

Saroyan („Ich will, was ich will, wenn ich es will") mißachtete den Ratschlag des geschäftstüchtigen Verwandten, verließ, zwanzigjährig, die Eisenbahnerstadt Fresno, wurde Telegrammbote, Landarbeiter, Journalist und Büroangestellter und schrieb einen Essay über die „Mentalität der Affen".

Die literarische Karriere führte sechs Jahre später zu einem ersten Erfolg: William — Sohn des armenischen Einwanderers, Sonntags-Schriftstellers und Presbyterianer-Predigers Armenak Saroyan — veröffentlichte 1934 seinen ersten Erzählungsband, „Der waghalsige

* William Saroyan: „Here Comes There Goes You Know Who". Simon & Schuster, New York; 274 Seiten; 5,95 Dollar.

die Kunst, vollkommene Form, „zurücklaßbares Handeln".

Die meisten seiner Motive sind bei Benn schon seit Jahrzehnten vorgebildet. Z. B. der Abschnitt „Ambivalenz" im „Roman des Phänotyps" deckt sich gedanklich mit dem Abschnitt „Doppelleben" in der Selbstbiographie.

Ambivalenz, Zweiwertigkeit: Die Verschmelzung eines Jeglichen mit den Gegenbegriffen, das Einerseits-Andererseits, der Zwiespalt zwischen Handeln und Sein, den die neuere Zeit ihren Geschöpfen schizophrenisch auferlegt.

Benn bekennt, daß er sein eigenes Doppelleben sein Leben lang bewußt kultiviert hat. „Doppelleben" bezieht sich nicht nur auf den Gegensatz Aesculap — Musen.

„Einerseits dem Geist und seinen Maßstäben verpflichtet bis in die letzte Faser des Gebeins. — andererseits diesem Geist als regionaler, geographisch-historischer Ausgeburt der Rasse skeptisch gegenüber. Einerseits um Ausdruck kämpfend bis zu qualgezeichneten Sonderbarkeiten. Formzerstörungen bis zum bizarren Spiel mit Worten, — andererseits diesen Ausdruck schon bei der Prägung mit seinen Zügen des Zufalls und des Uebergangs bitterbelächelnd."

Und Einerseits-Andererseits auch so: Der Lyriker Gottfried Benn wird von Kritikern als „der größte europäische Lyriker seit Rilke und Valéry" emphatisch gefeiert. Dr med. Benn. Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten in Berlin-Schöneberg, wünscht sich mehr und besser zahlende Patienten.

Einerseits tut und verteidigt der Autor Benn „rücksichtslose Eingriffe in Geliebtes, Bewährtes, Heiligtümer". Andererseits achtet der Gesellschafter Benn alle Konventionen der Höflichkeit.

„Nur wer sich extrem isoliert, bleibt produktiv", antwortet Benn auf die Frage nach Besuchern. Aber der Eremit ist ein verbindlicher Gastgeber. Ein Mönch, ein krasser Familienfeind, der dreimal geheiratet hat. Die Tochter aus der ersten Ehe, in Dänemark erzogen, dänisch verheiratet, besuchte 1945 als Korrespondentin eines dänischen Blattes Berlin. Sie durfte ihren Vater sehen, aber sich nicht mit ihm zeigen. Fraternisation war noch nicht erlaubt.

Die zweite, junge Frau kam beim Einmarsch der Russen um. Die dritte, auch jung, brünett, sehr anmutig, lernte Benn kennen, als er sie gegen Typhus impfte. Sie wohnte nebenan. Jetzt haben beide ihre Praxis in derselben, etwas düsteren Wohnung. Aber die der Zahnärztin Dr. Ilse Benn floriert besser.

„Nicht mehr Embonpoint als ziemlich und sonor beherrschter Ton", notierte im „Querschnitt" von 1928 bei einer „Reise um Benn" Rudolf Kurtz, heute Chefredakteur des Ostberliner „Nacht-Expreß". Das Signalement paßt noch — oder wieder.

„Ambivalentes" fand Kurtz an Benn auch reichlich: „Ein Lamm mit Belladonnaaugen. Parzifal mit dem Kokainlöffel. Kaspar Hauser, um eine verschminkte Hure psychoanalytisch bemüht."

Benn ist der einzige aus der früheren Preußischen Akademie der Künste, der noch in Berlin sitzt. Auch der neuen Westberliner Akademie gehört er an. „Da kann ich meinem Affen Zucker geben" sagt er. Stilisiert Berlinisches klingt in der Stimme. Seit 1904 wohnt der Pfarrerssohn aus der Priegnitz in Berlin — mit militärischen Unterbrechungen.

Ein Leserbrief einer Zeitung entrüstete sich letzthin, daß der Literaturpreis der Stadt Berlin für 1949 nicht vergeben worden sei. Benn lebe in Berlin.



— andererseits
Gottfried Benn, Statische Gedichte

Aber bei der Vergebung des Preises lag noch kein gedruckter Benn wieder vor. Außerdem will er keinen Preis. Einem Journalisten sagte er:

„Es ist provinzielle Unentwickeltheit des Künstlers, zu erwarten, daß die Oeffentlichkeit sich für ihn interessiert, ihn ökonomisch unterstützt, seinen 60 Geburtstag mit Banketts und Blattpflanzen feiert. Er wütet in sich herum — wer müßte ihm das danken?"

Benn hat bisher einen Preis bekommen. Von der Universität Berlin. Für eine Arbeit über Epilepsie. Er durfte wählen zwischen einer goldenen Medaille und einer bronzenen, dazu 300 Mark. Er nahm Bronze und Geld.

PHILOSOPHIE

HEIDEGGER

Rückfall ins Gestell

Pünktlich um fünfdreiviertel Uhr begann Martin Heidegger „Einblicke in das, was ist" zu geben. Sein Vierstunden-Kolleg vor Geladenen in Baden-Baden stellte absolut eine Ausnahme dar. Von Universitäts wegen darf er noch nicht wieder. Er war Rektor der Freiburger Universität während der Nazizeit.

Jetzt lebt er droben im Schwarzwald in einer Art Blockhütte, deren Ausstattung in den Interviews französischer Journalisten eine Rolle spielt. Die Franzosen machen sich etwas aus Heidegger Der Erfinder des Existentialismus in der Blockhütte, das gibt Schlagzeilen.

Die Mode des Existentialismus geht auf Sartre zurück, Sartre aber auf Heidegger. Deshalb die vielen französischen Interviews. Heidegger, um Ruhe zu haben, schrieb eine ganze Schrift, die seine „Abgrenzung" gegen Sartre enthält Trotzdem bleibt er der Vater des Ganzen

Wie sehr, das hat Verleger Vittorio Klostermann in Frankfurt-Main neuerdings wieder deutlich gemacht. Er hat drei alte Heidegger neu gedruckt und zwei neue Heidegger frisch herausgebracht, darunter die 345-Seiten-Sammlung „Holzwege".

Lesen kann man Heidegger also wieder. Daß man ihn auch wieder hörte, managete Chefarzt Dr. Stroomann vom Unternehmen „Bühlerhöhe" bei Baden-Baden. Kurhaus: 90 Betten, Sanatorium: 70 Betten, 800 Meter über dem Meere, „Die Insel der Erholung" laut Prospekt. „Wir müssen weiterkommen", sagt Dr. Stroomann, „das Gespräch muß besser ermöglicht werden, Menschen müssen sich begegnen können".

Deshalb veranstaltet er seine „Mittwochabende", mit denen er versucht „in einem bewährten Milieu, das durch seine Insellage aus den Wogen des Zeitgeschehens gerettet erscheint den ewigen Geist zu beschwören."

Als Dr Stroomann Martin Heidegger berief, aus dem üblichen Mittwochabend ein ganzes Wochenende, ein Vierstundenkolleg mit Diskussion: „Einblick in das, was ist"

Alle Klubsessel und alle Biedermeierstühlchen des kurhäuslichen Salons waren besetzt, als Heidegger las. Versammelt hatte sich alles, was sich in der unschwer erreichbaren Umgebung zur Gesellschaft, zum Geist oder zu beiden zählt

Heidegger sprach vor dem Hintergrund eines schwarzen Marmorkamins. Schwarzer Anzug, gestreifte Krawatte. strammer Schnurrbart, gesundes, frisches Gesicht. („Denkwebel" hat Kurt Hiller ihn gallig genannt.) Er hatte ein Double mitgebracht, seinen Bruder, im Hauptberuf Bankbeamter im Badischen.

Das Vierstundenkolleg handelte vom Ding und sein dingen, vom Gestell und sein stellen, vom Bestand und von den Bestandsstücken. Heidegger hat ja die ärgerliche Gewohnheit, deutsch zu sprechen. Er sagt „Gestell" und meint etwa „Technik". Das ist nicht ohne Beschwer für den Hörer, weil er sich erst hineinhören muß. Heidegger gibt den Worten ihren Ur-Sinn zurück und erreicht damit eine ganz neue Verdichtung des Ausdrucks

Etwa so: „Das Wesen der Technik ist das Gestell, das Wesen des Gestells ist die Gefahr, das Gefährliche der Gefahr ist das sich verstellende Wesen des Seins selbst." Oder: „Der Schmerz ist der Grundriß des Seins, der Tod ist das Gebirg des Seins im Gedicht der Welt."

Heidegger gab eine Art „Metaphysik der Technik", also eine philosophische Begriffsbestimmung von Sinn und Sein des Technischen. Diese über die Realität hinausgreifende Fragestellung überraschte die Jünger des „Sein- und Zeit"-Meisters nicht mehr.

Heidegger hat den Standort, den er in seinem Hauptwerk markiert, verlagert, vielleicht auch nur die Blickrichtung verändert, erweitert, er ist neue Wege gegangen. „Holzwege" nennt er sie: „Sie gehen in die Irre: aber sie verirren sich nicht."

„Dem künftigen Menschen steht die Auseinandersetzung mit dem Wesen und mit der Geschichte der abendländischen Metaphysik bevor", erklärt er im Vorwort zu diesem, seinem jüngsten Buch „Die Holzwege' sind Versuche solcher Besinnung."

Von der Erkenntnistheorie von „Sein und Zeit" (1927) — einer „vorwiegend realistisch bestimmten Seinsbesinnung" — kommt der Denker immer mehr zur Metaphysik. Dieser endliche Ausbau seines Denkgebäudes ist bereits bewältigt. ge-

dacht und zu Papier gebracht. Das druckfertige Manuskript dieses zweiten Teils von „Sein und Zeit", seit nun schon Jahrzehnten von manchem erwartet, läßt der Schweigende im Schwarzwald noch immer in der Schublade.

Nur Zipfel seines Inhaltes gibt er gelegentlich preis. Beiläufigkeiten ermöglichen Rückschlüsse auf den Inhalt. „Hier ist der Anfang einer Philosophie der Technik", sagt Heidegger einmal zu einem französischen Frager und griff sich sein Lieblingsbuch vom Bücherbord: „Der kleine Prinz" von Saint-Exupéry, ein mit den Spuren intensiver Denkarbeit gezeichnetes Exemplar.

Von dieser Philosophie der Technik gab Heidegger Grundzüge in seinem Baden-Badener Privatissimum. Er sprach von der Technik als von einem Schicksal des Menschen, einem „Wirklichen innerhalb des Wirklichen" Er vergaß nicht die Atombombe zu erwähnen als einem „Gestell", in dem sich alle Dämonie des Technischen zusammendrängt. Und er sprach auch von Gott als vom „Seienden des Seiensten"

Nur von der Freiheit sprach er nicht, von der Sartreschen Freiheit des einzelnen zur Entscheidung. Benno Reiffenberg sprach davon, aber Heidegger erwiderte, so weit möchte er nicht gehen, daß der Mensch selber entscheiden solle, was das Sein sein soll. Dann wäre der Mensch Herr des Seins, also frei. „Damit aber sei man bei Sartre angelangt." So ginge es nicht

Das war schon in der Diskussion, die zwei Stunden nach Kollegschluß, im Anschluß an das Mittagessen, angesetzt war. Sie erwies sich als ziemlich überflüssig, Heidegger hatte keinen Partner

Egon Vietta, um die Sache in Gang zu bringen, fragte etwas über die Ergiebigkeit der Philosophie für das tägliche Leben. Heidegger bezeichnete die Frage seines publizistisch vivsten Propagandisten als „einen typischen Rückfall ins Gestell" „Der arme Vietta", gab die Zuhörerschaft Resonanz.

Dann hatte ein Junger den Mut aufzustehen, aber nicht die Fähigkeit zu sagen, was ihm am Herzen lag. Liebenswürdiggewandt sprang Benno Reiffenberg ein. Heideggers ausholende Antwort gab ausgiebig Gelegenheit, wieder zu feierlich bewegter Kollegstille zurückzukehren.

Dann löste sich der Bann. Draußen auf der Terrasse gab es Sonne und Kaffee und Kuchen

RUNDFUNK

ERLEBEN

Mit Briefen verstopft

Man kann doch 75 323 Briefe nicht einfach in den Papierkorb werfen! So pariert Roman-, Film- und Rundfunkautor Ernst Schnabel mißvergnügte Pressestimmen zu seinem NWDR-Hörspiel „Ein Tag wie morgen".

75 323 waren es, die sich am NWDR-Preisausschreiben „Was erlebte ich am 1. Februar" beteiligten. 20 000 DM Lektoratskosten für die Brief- und 9000 DM Produktionskosten für den Hörspiel-Extrakt von 105 Sendeminuten, NWDR-Kritiker fanden das etwas hoch bemessen. Die Gegenmeinung: Eine gute Sendung kann gar nicht genug kosten.

Das Hörspiel ist ja nur *ein* Ergebnis des Preisausschreibens, beruhigt Schnabel. Zwei große Analysen aus der Brief-Flut bereitet Walter von Hollander für den Funk vor.

Schnabel will im Nachtprogramm beweisen, daß es ein Phänomen Masse gar nicht gibt. Die Sache mit dem Ameisenstaat stimme nicht. Trotz ähnlicher Schicksale sei doch jeder der 75 323 Briefschreiber ein Individuum für sich.

800 Briefe kamen auf jeden Lektoren. 150 Lektoren waren es, meist Studenten und tantiemendürre Schriftsteller.

Man hatte unter den Studenten diesmal Mediziner und Juristen herangezogen. Beim ersten NWDR-Querschnitt durch den 29 Januar 1947 hatten die Philologen versagt. Sie beurteilten die Einsendungen zu sehr vom Schulaufsatz her.



Ueberschwemmt von Erlebnissen
Ernst **Schnabel**

50 Lektoren blieben auf der Strecke. Eine Lektorin hielt den Notschreien aus den Briefen seelisch nicht stand.

In seinem 5-Quadratmeter-Arbeitszimmer mit Positionslaternen, Schiffsglocken und anderen Reminiszenzen an seemännische Vergangenheit grübelte Ernst Schnabel drei Tage lang, wie er die Sintflut von Material angehen sollte. 1500 Briefe las er selbst.

Als sein Arbeitszimmer mit Briefen restlos verstopft war, packte er sie in einen Koffer und flüchtete nach Kampen. Ein Maler-Freund bot ihm dort den ausgedehnten Fußboden des Ateliers. Darauf breitete er die Zettel mit stichwortartigem Inhalt der wichtigsten Briefe und ordnete so die Erlebnisberichte für den 24-Stunden-Querschnitt

Zum Schluß brauchte er die Zettel nur der Reihenfolge nach aufeinanderzustapeln und sich von oben nach unten durchzuschreiben. Er habe gewissermaßen Domino mit Schicksalen gespielt.

Zwischen den Briefen und dem Hörspiel bestehe etwa der Unterschied wie zwischen einem Angler und einem Mann, der vom Angeln erzählt, meint Schnabel. Einige Leute, die er brauchte, schrieben nicht, wie Kriminalpolizisten, Gefangene, Hebammen, Leichenträger. Ein paar Tage war Schnabel als Reporter unterwegs. Die „Endpositionen des Lebens" studierte er selbst.

Die funkische Inszenierung dieses Mammut-Mosaiks der Tages- und Nachtstreiflichter menschlichen Denkens, Handelns, Lachens und Weinens war nicht weniger kompliziert. Nur ein Sprecher hält als akustischer roter Faden die Blitzlicht-Szenen zusammen. Mit über 150 Schauspielern produzierte Fritz Schröder-Jahn nächtelang auf Magnetophonband. Sogar das Klappern von Mülleimern wurde funkoriginal aufgenommen.

Für die „Summe" des 1. Februar 1950 dachte Schnabel an eine Art Sphärenmusik. Johannes Aschenbrenner ließ er eine Fuge komponieren. Auf Cembalo gespielt, sollte sie den dichterischen Effekt haben wie „silberne Sternlein auf blauem Samt".

Nur keine Gefühle im Rundfunk, widersprach Schröder-Jahn. Die Hörer müssen sich an der kalten Wirklichkeit entzünden. Schröder-Jahn ließ die Fuge auf klanglich verzerrtem Klavier mit „nacktem" Ton als Leitmotiv spielen. Es klang etwas nach „Dritter Mann".

Tatsächlich verwerten konnte Schnabel aus der Briefflut nur etwa 40 Schreiben. Ein Dutzend Hörspiele ließe sich aus dem Material machen. Erschütternde Briefe schrieben Kriegsversehrte. Viele Briefe kamen in Blindenschrift.

In den 1500 von Ernst Schnabel gelesenen Briefen kam die Liebe als bewegendes Element nicht einmal vor. Dafür wurden Ehebrüche vertrauensselig bis in Einzelheiten geschildert.

Völlig versagt habe nach der NWDR-Analyse wieder einmal das satte Bürgertum. Es habe nichts oder nur Unwichtiges zu sagen gehabt. Ein Großbauer schwärmte lyrisch von der Schönheit eines verwehten Wintertages.

Als er 1947 seinen Hörspielquerschnitt „Der 29. Januar" schrieb, sagt Schnabel, sei die Not noch eine Art Naturkatastrophe gewesen. Sie habe alle gleich betroffen. Jetzt habe sich die Not auf eine einzige Schicht verlagert. Statistisch mache sie ungefähr ein Drittel aus.

Das sei die erschütterndste Bilanz des Preisausschreibens 1950. Es sei, als wenn eine Schiffsladung überginge, verdeutlicht Schnabel nautisch.

Geringer geworden gegenüber 1947 sei das Quantum an Selbstbemitleidung. Viele hätten sich vor drei Jahren noch eine Lösung aus der Not durch einen neuen Krieg vorgestellt. Davon sei jetzt keine Rede mehr.

Von Militarismus träumten nur ein alter General und ein alter Pickelhauben-Polizist. Der eine möchte mit seinen Husaren wieder über die Heide reiten. Der andere wünscht sich im Rundfunk einen Parademarsch.

Unbelehrbare Tausendjährige gibt es genügend. Das Ost-West-Problem wird politisch nur in Ost-Einsendungen gesehen. Auf Bonn wird geschimpft. Die Demokratie sei an allem schuld, auch daran, daß die Omnibusse unpünktlich führen. Aber Heuß wird geliebt. Einstimmig.

THEATER

OPERETTE

Weg vom Schmalz

Die es genau wissen wollten, zählten 31 oder 32 Vorhänge. Es wurde enorm geklatscht in der Münchener Staatsoperette. Deutsche Premiere von „Ihr erster Walzer". In Gegenwart des Komponisten, des 80jährigen Oscar Straus. Der Straus, der, lang, lang ist's her, auch den „Walzertraum" komponiert hat.

Aehnlich wie im „Walzertraum" geht es im „Ersten Walzer" zu: Eine Tänzerin führt den Walzer aus Wien in die kleine